

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

IX. Jahrg.

Düsseldorf, Juli 1929

Heft 7

Grundwissen zum Erfolg.

Von Franz Anton Bechtold.

„Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt“, so hört man sagen. Ist es aber wirklich so hart um den Erfolg bestellt? Mit gutem Gewissen kann man „nein“ darauf erwidern. Zunächst kommt es darauf an, welchen Erfolg man meint. Ein Kind, das schreiben lernt, hat schon einen Erfolg, wenn es einen Buchstaben schreiben kann, dann ein Wort, einen Satz, später einen Aufsat. Der große Erfolg (etwa eine bedeutsame Entdeckung, Erfindung, überragende körperliche oder geistige Leistung, Berufs-, Geschäfts-, Lebenserfolg im größeren Maße, politischer Erfolg, Führererfolg) baut sich auf Unmerklichem und wenig Beachtetem auf. Er ist nicht eine Spitzenleistung an und für sich, sondern er ist einem Ganzen vergleichbar, das aus vielen Einzelteilen besteht. Das aber ist es ja gerade, was ihn schwer macht, und das meint man ja auch, wenn man sagt: Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt. Wie verhält es sich damit?

Wenn ein Jurist im ersten Examen durchfällt, so hat er zweifellos einen Mißerfolg; dasselbe gilt für einen Lehrling, der in der Gesellenprüfung durchfällt, für einen Schüler, der nicht versetzt wird, für einen Stellenbewerber,

der die gewünschte Stelle nicht erhält, für einen jüngeren oder älteren Mann, der vergebens um eine Braut geworben hat. Was aber besagen alle diese und ähnliche Mißerfolge? Über den Erfolg an sich nichts, nur über den ganz bestimmten Mißerfolg etwas! Wer heute aber Mißerfolg hatte, kann morgen Erfolg haben, und wenn es nicht morgen ist, dann übermorgen, in einigen Wochen, Jahren. Ja, der Mißerfolg kann einsichtiger machen, und er kann den Grund zum größeren Erfolg legen. Gefährlich ist er nur dann, wenn er auf die Dauer senkt oder lähmt. Aber das ist schon viel zu viel gesagt. Der Mißerfolg senkt und lähmt nicht auf die Dauer, sondern wir (der Müller, Meier, Schulze) sind es, die ihn falsch deuten. Es geht also darum, ihn richtig zu erkennen und zu deuten und, wie es gar nicht anders denkbar ist, von neuem denken, mehr lernen, besser planen, anbahnen und durchführen.

Kein Mensch hat nur Mißerfolge, jeder hat auch

hier und dort Erfolge, und an ihnen sollten sich die Menschen emporranken und sich nicht von ihren Mißerfolgen herunterziehen lassen. Bei dem einen geht es hierin nur schneller



James Beaumont Neilson (geb. 22. 6. 1792).
Maschinist, Aufseher, leitender Ingenieur, Erfinder.
(Vgl. Näheres in „Technische Gedenktage“, Juni 1929.)

als bei einem andern. Und nur weil wir meistens nicht genauer hinschauen oder hinhören, halten wir andere für erfolgreich. Wüßten wir alles, was um den vermeintlichen Erfolg herum ist, so staunten wir gar nicht so sehr, oder wir kämen zu der Einsicht: diesem Erfolg sind 10, 50, 100 oder mehr Mißerfolge vorangegangen. So hat ein Forscher einen Erfolg mit einer Zahl bezeichnet, die über 500 hinausging. Das sollte heißen: erst nach 500 Mißerfolgen in dieser Sache kam der „Erfolg“.

Nun ist es aber auch nicht so, daß beispielsweise alle vorausgegangenen Mißerfolge Mißerfolge reinster Prägung waren, sondern unter ihnen waren viele Versuche, die neue Einsichten brachten, nur daß sie eben nicht in der gewünschten Richtung gingen.

Ob man Erfolg hat oder nicht, das hängt also sehr davon ab, ob man sich Zeit für ihn nimmt oder Zeit für ihn schafft. Gewiß ist es damit allein nicht getan, aber eine wesentliche Voraussetzung für den Erfolg ist die Zeit, die man ihm zuwendet. Bedeutsamer noch als die Zeit ist: ob und wie man ihn bedacht, geplant, ausgeübt und ins Werk gesetzt hat. Ganz von vorne gedacht: ob man überhaupt über ihn nachgedacht und sein Wesen zu ergründen gesucht hat. Damit kann man nicht früh genug beginnen.

Der Erfolg ist weder lehr- noch lernbar. Viele Einsichten aber, die zum Erfolg führen, sind lehr- und lernbar. Lehr- und lernbar sind das Allgemeine, das Wiederkehrende, das Übersetz- und Beurteilbare. Nicht lehr- und lernbar sind die Eingebung, die Offenbarung, die bildhafte Vorstellung, die schöpferische Einsicht (was man mit den Fremdwörtern: Intuition, Inspiration, Produktivität bezeichnet).

Das Schöpferische allerdings, die dritte Voraussetzung, entsteigt dem menschlichen Geist. Es ist nicht gelernt und nicht geübt, aber unbedingt nötig für den Erfolg. Jeder neue Fall, jeder anders geartete Fall muß schöpferisch erfasst und schöpferisch genutzt werden. Im Leben und in der Wirtschaft sehen wir nicht selten, daß ein nur wissender Mensch nur geringe Erfolge hat, ein weniger wissender, aber schöpferischer kann ausschlaggebenden Erfolg haben. Das heißt: der schöpferische Mensch bringt es weiter als der nur wissende. Mit Hilfe seines Wissens kann man manches bewältigen, aber darüber hinaus gelangt man nur durch neue Erkenntnisse. Der eine erdenkt sie, geht planmäßig auf neue Erkenntnisse aus. Der andere sieht auf einmal, wie dies oder jenes besser, wirksamer zu erreichen ist. Wie ein Bild stehen die neuen Möglichkeiten vor ihm. Diese Art des Erkennens nennt man Intuition, und die Menschen, die so erkennen, intuitive Menschen. Andere überkommt eine neue Erkenntnis wie ein Rausch. Scheinbar kommt sie wie von außen her angeflogen. Einen solchen Vorgang nennt man Inspiration, und die Menschen, die derlei erleben, inspiritive Menschen. Intuition und Inspiration können neue Erkenntnisse bringen und neue Wege und neue Mittel der Gestaltung zeigen.

Durchweg waren die erfolgreichen Menschen auch Wissensmenschen. Wer zu wenig weiß, dem fehlt die geeignete Grundlage zum Schöpfen, zur sinnvollen, ermunternden Einbildung. Der Schöpferische, aber zu wenig Wissende mag wohl im Kleinen etwas erreichen, zu Größerem bedarf es auch eines größeren Wissens und umfangreicherer Betätigung (nach erfolgreichen Menschen: eines hohen Maßes von Fleiß und eines gewissen Maßes von Eingebung). Der zu wenig Wissende überschätzt zu leicht seine Schöpferkraft. Er weiß nicht, daß vieles von dem, was er für selbstschöpferisch hält, schon bekannt und besser bekannt ist, als er es sich erdacht hat. Er erfindet, entdeckt, erkennt, was schon gelehrt und gelernt werden kann, was schon in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern zu lesen ist.

Von dieser Seite her gesehen erhält das Wissen — das lehr- und lernbare — eine große Bedeutung. Es schützt vor Zeit-, Geld- und Kraftverlust. So ist also vor allem zu fragen: Was ist lehr- und lernbar? Erst wenn diese Frage geklärt ist, kommt die Schöpferkraft an die Reihe. Übersiehen darf auch nicht werden, daß ein gewisses Wissen den Boden für die Schöpferkraft ebnet, zu neuen Erfindungen, Entdeckungen, Erkenntnissen herauführt.

Kenntnisse übernehmen wir von andern (wir lernen), Erkenntnisse schaffen wir uns selber (wir erkennen). Nutzen wir aber die Kenntnisse oder Erkenntnisse nicht, so bleiben sie wertlos. Die Frage des Nutzens und des Auswertens muß also besonders bedacht werden. Es muß festgestellt werden, welches Wissen (zusammen: Kenntnisse und Erkenntnisse) auswertbar ist und welches nicht auswertbar ist. Das ist nicht gleich auf den Anstoß zu sagen. Wir müssen lesen, hören, beobachten, vergleichen und dann: die Spreu vom Weizen sondern.

Niemand sollte sich darauf verlassen, daß schon zur rechten Zeit die rechte Einsicht komme, daß ihm das Wünschenswerte schon einfallt. Es kommt wohl vor, daß die Stunde der Not auch die Einsicht gebiert, wie sie gebannt oder gemildert werden kann. Klüger ist es, sich nicht darauf zu verlassen, sondern sich im Voraus auf die möglichen Fälle vorzubereiten. Wenn es auch nicht so kommt, wie man es sich zuvor bedacht hat, so hat das Vorbedenken doch den Vorteil, daß man sich in das Kommende hineingedacht hat, es in seinen Möglichkeiten rascher übersieht und eher imstande ist, das Geeignete zu veranlassen.

Allerdings, denkt man zu viel, bohrt man immer und immer wieder, dann entgeht einem leicht, was andere Bedeutungsvolles darüber geäußert haben; denkt man zu wenig und verläßt man sich zu sehr auf das, was andere darüber berichteten, dann gerät man in eine zu starke Abhängigkeit von ihnen. Man gerät in die Rolle des Nachahmers oder Nachzüglers mit all den Nachteilen, die dem anhaften. Man muß also sehen, wie in diesen Fragen Übertreibungen nach der einen oder anderen Seite zu vermeiden sind. Das richtige Maß hier zu finden, ist mit einer Frage des Erfolges.

Nicht was der Mensch „weiß“, sondern was er „will“ entscheidet über seinen Wert oder Unwert, seine Macht oder Ohnmacht, seine Seligkeit oder sein Unglück.
S. A. Lindner.

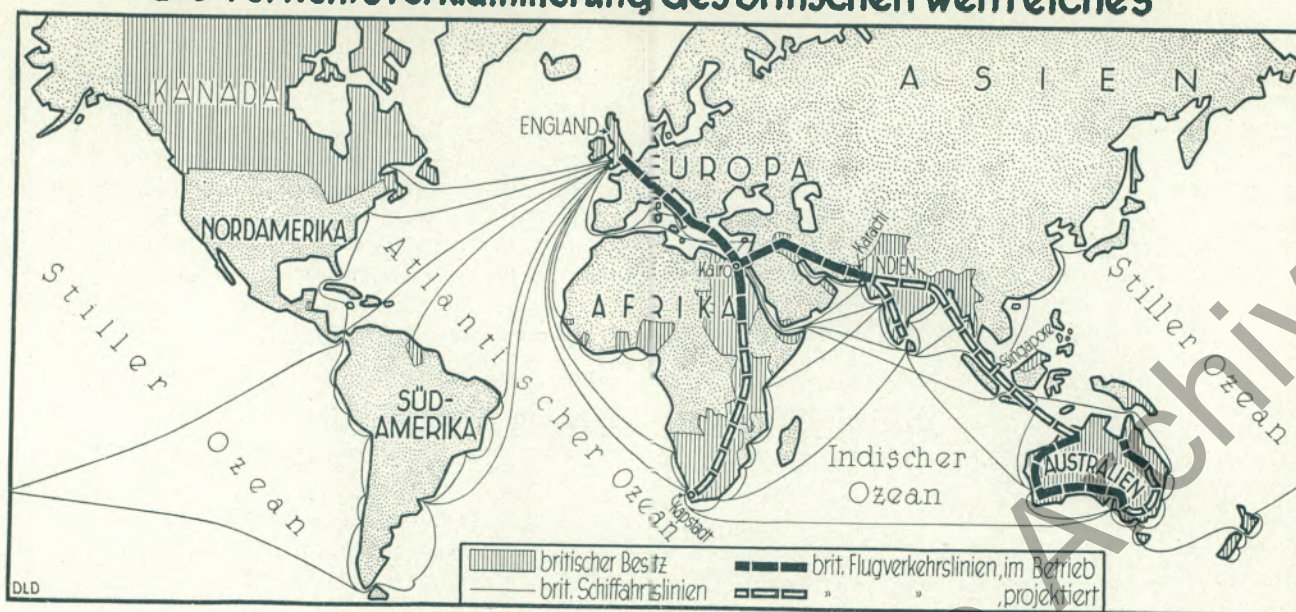
Die Gegenwart, in der der Mensch lebt, wird nicht für ihn genüßreich durch ruhigen Besitz des Erworbenen, sondern durch das Streben nach höheren Zielen.
Diesterweg.

Der Langsamste, der sein Ziel nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder als der, der ohne Ziel umherirrt.
Lessing.

Gerade in Kleinigkeiten, bei welchen der Mensch sich nicht zusammennimmt, zeigt er seinen Charakter, und da kann man oft in geringfügigen Handlungen, an bloßen Manieren den grenzenlosen, nicht die mindeste Rücksicht auf andere kennenden Egoismus bequem beobachten, der sich nachher im Großen nicht verleugnet, wiewohl verlarvt.

Schopenhauer.

Die Verkehrsverklammerung des britischen Weltreiches



Deutschland und das Weltbild der Gegenwart.

F.

Die Staatsmacht.

Von Dr. Adolf Grabowsky.

Eine Zeit wie die unsere, die Angst hat vor deutlichen Ausdrücken und alles gern in parfümierte Schleier hüllt, schaudert zurück vor dem Worte Macht. Staatsmacht insbesondere, ein Begriff, den die ältere Generation noch ganz selbstverständlich gebrauchte, ist unbeliebt geworden. Man meint, darin liege der Unfriede, der Unfriede nach außen, der Unfriede auch im Innern. Und man wirft in diesem Zusammenhang gern die Begriffe Macht und Gewalt durcheinander.

Macht und Gewalt sind nicht identisch; Gewalt kann ein Anwendungsfall der Macht sein, aber ebensogut kann die Gewalt bei der Macht auch fehlen. Staatsmacht ist nichts anderes als die Fähigkeit des Staates, sich im Kreis der übrigen Staaten zu behaupten. Allerdings nicht nur in der Verteidigungsstellung, sondern unter Umständen auch so, daß der Staat das Gesetz des Handelns an sich reißt. Aber solches Handeln braucht eben nicht gewaltsam zu sein, es kann ohne alle kriegerischen Formen vor sich gehen allein durch Entfaltung diplomatischer, wirtschaftlicher oder sogar lediglich kultureller Energie.

Die Selbstbehauptung des Staates setzt Energieentfaltung voraus. Genau so aber, wie das einzelne Individuum Zeiten größerer oder geringerer Energieentfaltung hat, so ist es auch beim Staatsindividuum. Und genau so wie das Einzelwesen einmal müde wird und stirbt, so sinkt auch das Staatsindividuum in sich zusammen, wenn auch hier der Prozeß des Absterbens wesentlich andere Formen annimmt als beim Einzelmenschen. Der Staat mag nach außen noch eine ganze Weile unerschüttert dastehen, seine Verwaltung mag sich noch lange in den gewohnten Bahnen bewegen, aber sein Volkstum ist mürbe, es gewinnt nicht mehr die schöpferische Kraft aus dem Heimatboden und wandelt diesen Boden auch nicht mehr schöpferisch um. Die beiden wichtigsten Staatselemente:

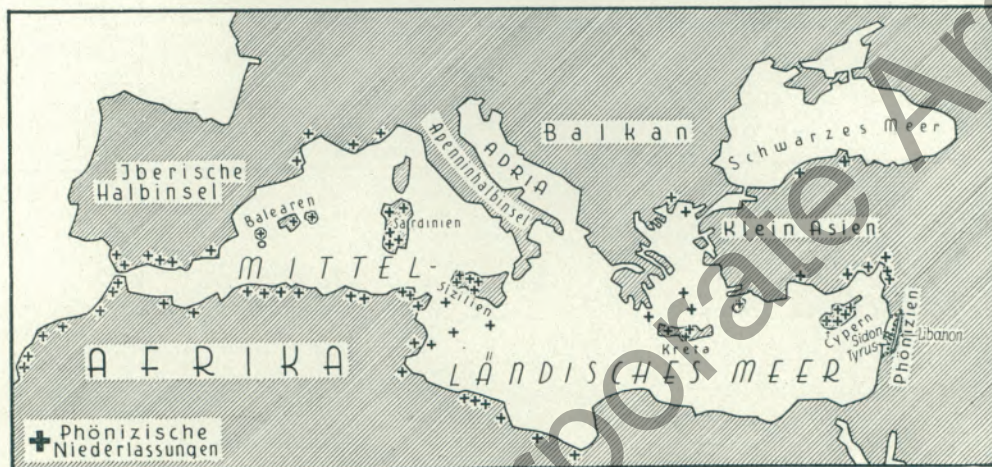
Boden und Volk, sind also in solchem absterbenden Staat nicht mehr in Ordnung. Ein solcher Staat und ein solches Volk haben ihre innere Rechtfertigung verloren. Spengler hat mit genialem Blick den Begriff des Faltentums geprägt. Der ägyptische Bauer existierte noch Jahrtausende nach dem Ohnmachtwerden des ägyptischen Staates, aber diese Existenz war rein animalisch: der schöpferische Funke war aus diesem Volk gewichen, und so wurde auch der Boden nur in der mechanischen altgewohnten Weise, nicht mit stets neuen Mitteln bearbeitet. Das Volkstum wurde schwach und so auch der Staat, und aus dem schwachen Staat konnten wieder dem Volkstum keine lebendigen Kräfte zuwachsen — ein fehlerhafter Zirkel, der ägyptisches Volk und ägyptischen Staat aus der Geschichte entfernte. Man macht nicht mehr Geschichte, sondern man erleidet sie höchstens, ist vielleicht schon so stumpf, daß man sie gar nicht mehr erleidet — man wird geschichtslos.

Staatsmacht, das heißt Entfaltung geschichtsbildender Kräfte. Von diesem Gesichtspunkt aus erhält das Wort, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei, überwältigende Bedeutung. Ein Staat und ein Volk, die nicht mehr geschichtsbildend auftreten, sind vor der Weltgeschichte gerichtet. Von hier aus wird auch klar, daß die Politik tausendmal mehr besagt als die Wirtschaft. In einem Staat, in dem die Wirtschaft über der Politik steht, erlöschen die geschichtsbildenden Kräfte. Man kennt die herrliche griechische Sage vom Scheideweg des Herakles. Jeder einzelne steht in seinem Leben vor einer Wegkreuzung, und er muß sich entscheiden, ob er groß oder gut leben will. Genau die gleiche Entscheidung ist auch dem Staate gestellt und dem Volk. Wenn es vorzieht, gut zu leben, statt groß zu leben, darf es sich nicht wundern, wenn es ausgestrichen wird aus der Geschichte.

Staatsmacht ist Staatsgröße. Diese Staatsgröße hängt auch zusammen mit der zahlenmäßigen Größe, ist aber nicht dasselbe. Ein Staat kann rein zahlenmäßig zu klein und zu groß sein, um energetische Größe entfalten zu können. Der bekannte baltische Kulturphilosoph Viktor Hehn hat einmal gesagt, daß nur die weiten Verhältnisse eines größeren Staates Menschen von weitem und großem Sinn erzeugen. Ein Kleinstaat versackt leicht im Wohlleben, er weiß, daß er nichts in der Welt bedeutet, und zieht sich ganz auf die Wirtschaft zurück. Er gründet wohl da und dort Handelsniederlassungen, aber verschmäht es, sie zu einem mächtigen Reich zu vereinen. Das ist der Fall der Phönizier im Altertum: sie haben unzählige Handelsplätze an den Küsten des

griffen hat, die eine Abschaffung des Heeres überhaupt bezweckt und nur eine kleine Polizeitruppe bestehen lassen will. Gewiß, die Abrüstung ist vielleicht eine große Aufgabe, aber dann muß sie allgemein sein. Wenn ein einzelner Staat, noch dazu einer, der wie Dänemark an einer raumpolitisch empfindlichen Stelle liegt, am Eingang der Ostsee, seine Wehrmacht aufgeben will, aufgeben will vor allem, weil sie zu teuer sei, so heißt das, daß er sich aus der Selbstbehauptung nicht mehr viel macht. Die Konsequenz davon wäre, daß er sich eines Tages unter das Protektorat einer Großmacht stellte, die ihn bei kriegerischen Konflikten schützen müßte. Das aber hieße wieder, daß dieser Großmacht geopolitisch ein enormer Gewinn zuwachsen würde, und das könn-

Phöniziens Kolonien als Streubesitz



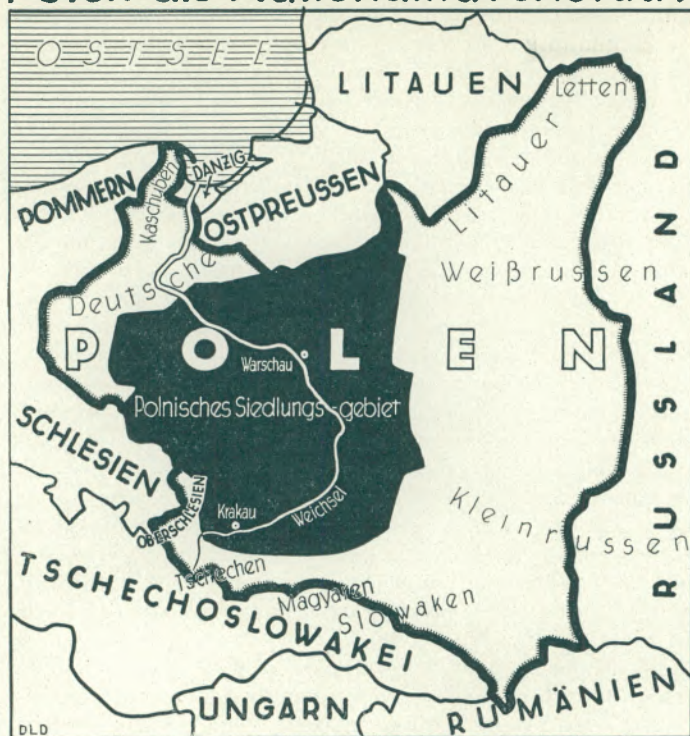
Mittelmeers, ja über die Straße von Gibraltar hinaus geschaffen, doch das blieben einzelne Glieder, ein Staatskörper wurde nicht daraus. So ging ein Glied nach dem andern dem Mutterland verloren, und dies winzige Mutterland, der schmale Küstenstreifen zwischen Libanon und dem Meer, wurde auch eines Tages spurlos ausstrahlt. Diese handelsrechtlichen Auffassungen Phöniziens schlugen auch über auf den größten phönizischen Tochterstaat, auf Karthago. Hannibal ging zugrunde nicht so sehr der Römer wegen, sondern weil ihm der Händlergeist Karthagos in den Rücken fiel. Eine ganz ähnliche Entwicklung wie Phönizien hat in neuerer Zeit Venedig genommen: eine winzige Kaufmannsrepublik mit vielen kleinen, zu Handelszwecken erworbenen Außenbesitzungen, und nur sehr gelegentlich einmal der Wille, aus dem Konglomerat dieser Stücke ein mächtiges Reich zu gestalten. Venedig verließ sich auf die Schätze, die es auf den Inseln der Lagune anhäufte, aber es gelangte nicht zu konstruktiver Energieentfaltung des Staates. Auf Grund seines Reichtums hielt es sich Schiffe und Söldner, aber die Soldtruppen waren ohnmächtig, als die Epoche der nationalen Heere heraufzog. So geschah es, daß der Schöpfer der nationalen Wehrmacht, Napoleon, der Republik Venedig den Gnadenstoß versetzte.

Wie leicht in einem Kleinstaat das nationale Feuer einschläft, sieht man heute an Dänemark. Es ist nationalistisch den Deutschen gegenüber; aber national und nationalistisch ist nicht dasselbe. Gerade wo wirkliche nationale Kraft fehlt, pflegt sich ein nationales Getue in überhitzten Redensarten, eben der Nationalismus, einzustellen. Dänemark hat eine blühende Landwirtschaft, und überhaupt geht es diesem Staat trotz der Krisen, die ihn von Zeit zu Zeit erschüttern, alles in allem ökonomisch nicht schlecht. Aber es ist sehr charakteristisch, daß hier eine Bewegung immer weiter um sich ge-

ten sich andere Großmächte nicht gefallen lassen. Man sieht hieraus, daß der im Zuge befindliche Verzicht Dänemarks auf Machtentfaltung — seine Flotte ist schon völlig verfallen — nicht etwa der Gewaltlosigkeit der Welt nützt, sondern im Gegenteil der Gewalt. Denn indem der Verzicht Dänemarks auf selbständige Machtausübung zu einer allgemeinen Machtverschiebung unter den Großmächten führt — es kommt dazu, daß sich Dänemarks Nebenländer, Island, Grönland, die Faröer, allmählich von ihm abzulösen beginnen —, werden die kriegerischen Elemente in der Welt emporgetrieben.

Es gibt freilich auch Beispiele genug, wo kleinen Staaten durchaus kein kleinlicher Sinn entsprang. Portugal hat das Zeitalter der Entdeckungen eingeleitet, indem es bereits im fünfzehnten Jahrhundert Schritt für Schritt den Seeweg ums Kap herum nach Indien erschloß, und sein großer Kolonialheld Albuquerque hat zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts ein mächtiges Indiareich konstruiert mit Vorderindien als Mittelpunkt, das Vorbild der jetzt von Großbritannien so gut wie durchgeführten Umrundung des Indischen Ozeans. Im siebzehnten Jahrhundert war dann Holland Nachfolger der portugiesischen Indien-Bestrebungen, und es setzte sich auch, genau wie Portugal, in Amerika und Afrika fest. Freilich kamen beiden Staaten besondere Umstände zu Hilfe. Portugal war in einer Epoche, wo durch das Vordringen der Türken der alte Landweg nach Indien zu veröden begann, und wo dementsprechend die Bedeutung des Mittelmeers sank, der am weitesten nach dem neuen Verkehrsmeer, dem Atlantischen Ozean, vorgeschobene Posten der Mittelmeerländer, ja es ist, richtig betrachtet, ein rein ozeanisches Land, das das Mittelmeer gleichsam zur Basis hat. So war es in dieser Epoche vom Raum her zu seinen überseeischen Leistungen bestimmt. Bei Holland war es eben-

Polen als Nationalitätenstaat



falls die Lage, die den entscheidenden Anstoß gab für sein welt-politisches Vorgehen: es war das Strommündungs- und Hafenland für einen großen Teil Mitteleuropas. Dazu aber kam sein besonders geartetes Volkstum, dessen nüchterne Rührigkeit und dessen praktischer Sinn in letzter Linie auch dem Boden entwuchsen: Holland, das, zum großen Teil unter dem Meerespiegel liegend, dem Salzwasser immer wieder abzurufen war durch großartige Dämme und Deiche, mußte eine straffe, energische Bevölkerung erzeugen, und zugleich mußte dies Durchgangsland dem Volke einen kaufmännischen Zug verleihen, kein kleinliches Krämerium aber, sondern den Zug kaufmännischen Wagemuts, da das Meer in breiter Front das Land begrenzte. Der Calvinismus, zu dem dies Volkstum prädestiniert war, hat die Erziehung in dieser Richtung vollendet.

Und doch sind Portugal und Holland am Ende an ihrem kleinen Areal gescheitert. Beide haben sie noch bedeutende überseeische Besitzungen, Holland vielleicht sogar die schönsten Kolonien der Welt, aber Portugals Kolonien leben von Gnaden Englands und Hollands Kolonien davon, daß die Sundainseln keine der beteiligten Großmächte, England, Japan und die Vereinigten Staaten, der anderen gönnit. Holland empfängt immer noch Größe durch die Riesenhaftigkeit seiner Kolonien — sie haben mehr als das Fünfzigfache des Mutterlandes, und ihre Bevölkerung ist achtmal so groß —, aber dies Verhältnis wirkt doch zugleich als Mißverhältnis, indem das kleine Mutterland gar nicht imstande ist, seinen Kolonialbesitz genügend aufzuschließen. Portugal aber vermochte schon im sechzehnten Jahrhundert die nötigen Beamten und Soldaten für Indien nicht mehr auszubringen. Charakteristisch für die Schwäche eines Staates mit allzu enger Territorialbasis ist auch der Peloponnesische Krieg, den Sparta unternahm, um die Vorherrschaft Athens über Griechenland zu brechen. Bald war der Staatschatz des kleinen Athen erschöpft, und es war nun genötigt, seine Bundesgenossen hart heranzunehmen; dadurch aber wurde die von Athen geführte Koalition zermürbt. Auch die sizilische Expedition des Alkibiades ging verloren, weil die Hilfsquellen Athens nicht ausreichten. Beinahe zehn Jahre hielten sich zwar noch die Athener, aber nur in der Verteidigungsstellung,

Persien als Vielvölkern-Staat



bis dann das furchtbare, nicht zu vermeidende Ende kam.

Ein Staat kann aber auch schwach sein durch seine Größe, durch eine zu große Fläche, die er nicht zu organisieren vermag. Hierbei sind drei Möglichkeiten zu unterscheiden. Das Volk, das diese Fläche bewohnt, ist allzu gering. Das wird fast immer seinen Grund haben in der Dürftigkeit des Bodens, der für eine größere Bevölkerung keine Nahrung bietet. Immerhin vermag vielleicht ein Volk mit reicheren Hilfsmitteln mehr aus diesem dürftigen Boden herauszuholen, und so wird denn ein solcher übergroßer Staat mit dünner Bevölkerung leicht die Beute eines mächtigeren Nachbarn. Der Tripolisfeldzug Italiens 1911, der zur Fortnahme des vor dem türkischen Tripolis führte, ist aus solcher Konstellation entsprungen.

Zweitens kann die Bevölkerung eines solchen Staates zwar an sich zahlreich sein, das eigentliche Staatsvolk aber, das den Staat trägt, das die Staatsidee in sich verkörpert, ist schwach im Verhältnis zu anderen Völkern, die noch auf diesem Staatsgebiet wohnen. Gelingt es dem Staatsvolk nicht, durch eine geschickte Politik seine Nationalitäten zu versöhnen, so wird dies Land ohnmächtig sein gerade durch seine Größe. Dies ist der sehr wichtige Fall Polens. Im polnischen Staat machen die eigentlichen Polen nur etwa 55 Prozent der Einwohnerzahl aus, der Rest sind Ruthenen, Deutsche, Juden, Weißrussen, Kasuben, Litauer, Großrussen, Letten, Tschechen und Slowaken. Dies Großpolen, das nach dem Willen des polnischen Staates noch vergrößert werden soll, und dem dann noch weit mehr Ruthenen und Weißrussen und Litauer, vielleicht auch noch weit mehr Deutsche angehören würden, ist ein schwacher Staat, der davon lebt, daß er Frankreich Trabantendienste leistet, und daß er von England gegen Rußland gestützt wird. Ein Klempolen, das auch geographisch geschlossen wäre, weil es das obere und mittlere Weichselland umfaßte, würde viel mächtiger sein als der heutige unnatürlich aufgeblähte Staat.

Drittens kann ein Staat mit großer Fläche schwach sein, weil seine einzelnen Landschaften keine Harmonie ergeben. Sind diese Landschaften allzu einförmig, ergänzen sie sich also nicht, so ist keine Harmonie vorhanden; erst recht besteht natürlich keine Harmonie, wenn sie allzusehr voneinander abweichen. Befinden sich zwischen den Landschaften dann gar noch schwer passierbare Räume, so daß die Teile ganz

auseinanderfallen, so ist die Gesamtfläche des Staates kaum zu organisieren. Betrachtet man die Karte von Persien, so findet man, daß dieser Staat aus einer Reihe mehr oder weniger großer Dasen besteht, zwischen denen Gebirge, Wüsten oder Halbwüsten sich dehnen. Insbesondere der an Afghanistan und Belutschistan grenzende Osten ist durch so schwierige Wüstenstrecken vom Hauptgebiet des Staates getrennt, daß er vollkommen fortfliegt. Deshalb ist auch die Aufgabe, ein mächtiges Persien zu bauen — ihr unterzieht sich gerade jetzt wieder der gegenwärtige Schah —, beinahe unlösbar. Weit hoffnungsloser noch liegt der Fall Arabien. Die Halbinsel bildet an sich einen ausgezeichnet abgeschlossenen Landschaftsblock, wie man es nennt, aber sie muß trotzdem immer wieder in eine Anzahl von Staaten zerfallen, da die Dasen isoliert sind durch ungeheure Wüstenstrecken. Für zweihundert Jahre von Mohammed an war die politische Einheit Arabiens hergestellt, aber schon unter den ersten abbasidischen Kalifen kamen aufs neue arabische Lokaldynastien zur Herrschaft. Ja man darf sagen, daß das Kalifat nicht zuletzt deswegen schwach wurde, weil es sich in den Anstrengungen, das Heimatland des Islam, Arabien, zusammenzufassen, erschöpfte.

Eine Kombination des Problems Polen mit dem Problem Persien ist der Fall China. Das eigentliche China ist durchaus organisch gewachsen um die drei großen Ströme herum, und wenn es auch recht groß war, so war es doch nicht über groß, weil die Verwaltung zureichte. Später kamen dann die sogenannten Außenprovinzen hinzu: die Mandschurei, die innere und äußere Mongolei, Ostturkestan und Tibet, und nun wurde die Größe Chinas allerdings seine Schwäche. Diese fünf Stücke sind wieder in sich geschlossene Großlandschaften, vom eigentlichen China durch hohe Gebirge oder Wüsten getrennt. Besonders Tibet, ein Hochplateau, umgeben von Riesengebirgen, ein Horstgebiet, wie man es genannt hat, ist vom inneren China aus gar nicht wirklich zu beherrschen. Dazu kam, daß die Außenprovinzen von Völkern bewohnt sind, die mit dem chinesischen Volk nichts zu tun haben. Indem nun aber die chinesische Regierung vor der Aufgabe, dies Großchina zu organisieren, versagte, wurde auch Innerchina schwach, zumal nun die Großmächte über die niemals ganz beruhigten Außenprovinzen ihren Imperialismus nach China hineintrugen.

Im Zeitalter der Transkontinentalbahnen, eines riesigen Dampfernetzes, der Autos und des Luftverkehrs ist natürlich die Organisation großer Räume viel leichter als früher. England konnte erst in dem Augenblick zu einem planmäßigen Reichsbau fortschreiten, als die Dampfschiffahrt seine weit auseinanderliegenden Kolonien verband. Heute beschäftigt sich England vor allem mit einem Empire-Flugsystem. Als ich im Herbst 1926 in London war, fanden gerade große Festlichkeiten zu Ehren des eben zurückgekommenen Australienfliegers Cobham statt — mit Recht empfand die englische Öffentlichkeit, was dieser Flug für den Zusammenhang des Reiches bedeutete. Ähnlich hat man den Flieger gefeiert, der kürzlich ohne Zwischenlandung von London nach dem indischen Karachi gelangt ist. Schon das Altertum kannte den Wert der großen Landstraßensysteme für die Organisation eines Reiches: das Inkareich in Peru ist dadurch mächtig geworden und vor allem das Römische Reich.

Weshalb aber, so fragen wir uns, bringt das eine Volk die Energie auf, solche Kunstbauten zu schaffen, das andere nicht? Wir stehen hier vor dem Rätsel des Volkstums, dessen Kräfte zwar — wir sahen es an den Holländern — der Eigenart des Bodens entstammen, das aber doch, jedes für sich, seine Bodengewalt in besonderer, unverwechselbarer Form verarbeitet. Viel trägt dazu das Klima bei. Erfrischendes Wechselklima ist den Volksenergien günstig. Nicht umsonst ist das Schicksal Mexikos stets vom Hochland, auf dem die Stadt Mexiko liegt, bestimmt worden; den Energien, die hier gebildet wurden, mußte sich das feuchtheiße Küstentiefland fügen, aber immer wieder schwächte doch die Laskheit dieser ungesunden Tropengebiete den zentralen Willen oben auf der Höhe.

Wir befinden uns mitten in dem eigentlichen Machtproblem der Staaten, das also nicht so sehr eine Frage der äußeren Größe oder Kleinheit der Staaten ist, als eine Frage der entfaltetsten Energiemengen. Sie hängen ab von der Größe oder Kleinheit, sind jedoch nicht mit ihr gleichzusetzen. Die Konzentration dieser Energiemengen aber soll die Hauptstadt bedeuten, das ist der eigentliche Sinn der Hauptstadt, wie wir schon an Mexiko erkannt haben. In unserem nächsten Artikel werden wir nunmehr diese Konzentration der Staatsenergien behandeln müssen.

Deutsches Land und Volk.

Treitschke hat im Eingang zu seiner Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert die Deutschen als das jüngste Volk Europas bezeichnet, weil sie in unseren Tagen den Bau ihres Staates auf völlig neuer Grundlage zu beginnen hatten und erst jetzt wieder „als geeinte Macht in die Reihe der Völker“ eingetreten sind. Vielleicht würde es deutlicher sein und weniger leicht Mißverständnisse hervorrufen, wenn man sagen würde statt das jüngste Volk: das zuletzt verjüngte und vermöge seiner Lage sich immer neu umgestaltende Volk, das am spätesten fertig werdende von allen Völkern Europas. In diesem Vorgang liegen die nie zu übersehenden Altersunterschiede unter den deutschen Stämmen. Unser Volk ist im Westen älter als im Osten. Dort reichen die Friesen, Sachsen, Franken, Alemannen und Bayern bis in die Zeit der Völkerwanderung zurück. Jüngere Völker haben sich dagegen im Osten herausgebildet und sind noch heute in der Neubildung durch Vermischung deutschen Blutes mit slawischem und litauischem begriffen. Hier sind die Unterschiede der Kultur, die zum Teil in Rasseeigenschaften begründet sind, viel größer als die Sprachverschiedenheiten.

Gegenüber all diesen sich durchkreuzenden Abwandlungen dürfen wir festhalten, daß, wer in Deutschland besonders zwischen Süd und Nord schneidende Unterschiede herauszufinden strebt — und sie sind mit frevelhaftem Eifer gesucht worden —, die tiefe Uebereinstimmung der natürlichen Anlagen und Gaben des Landes, also gerade die geographischen Bedingungen, übersieht. Die Geschichte konnte kleine Gegensätze der Länder und Provinzen zu großen auswachsen lassen; aber diese natürliche Anlage sorgte dafür, daß immer eine Summe von Gemeinsamkeiten übrigblieb. Gerade sie gehören zum Wesen des deutschen Volkes. Selbst West und Ost, die natürlich und geschichtlich am weitesten voneinander entfernten Teile Deutschlands, rücken einander immer näher. Der deutsche Bauer baut Getreide und Kartoffeln von den Alpen bis zur Nordsee; sein Pflug, sein Wohnen, selbst der Ofen, hinter dem er sitzt, sind ähnlich. So sind seine Lebensanschauungen dieselben, so war vor der verhängnisvollen kirchlichen Trennung seine religiöse Auffassung dieselbe. Die Natur hat Deutschland darin eine große Kraft gegeben, deren Bewußtsein verblasen konnte, die sich aber glücklicherweise der Belebung fähig erwiesen hat.

Friedrich Ratzel (1844—1904).

Volk in Not!

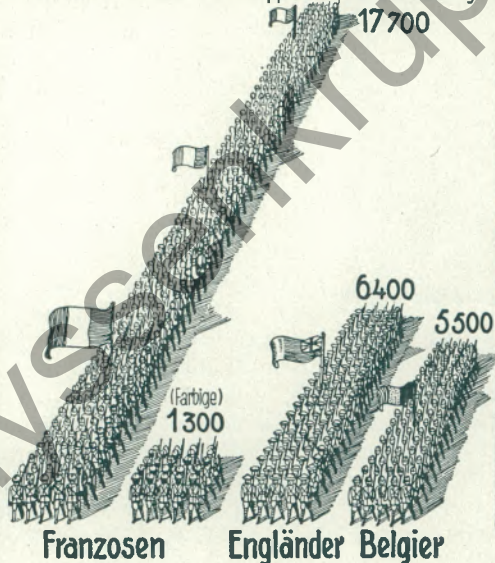


NOVISSIMA

Oldenburg das Land Birkenfeld. Wenn man hört, daß in einer Stadt wie Trier über 4000 Räume von der Besatzung in Anspruch genommen werden, davon mehr als 2700 Privaträume, und daß das in anderen Städten ebenso oder noch schlimmer liegt, dann wird man sich ein Bild des Wohnungselendes dieser Städte machen können.

Franzosen, Engländer und Belgier im Rheinland

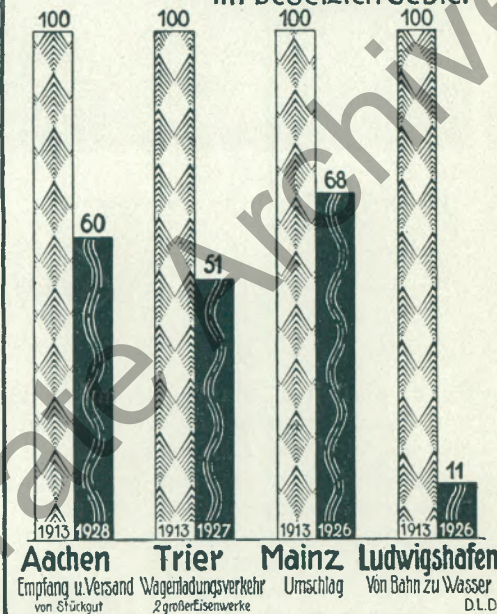
Preussisches Gebiet * Truppenzahl ohne Anhang



Abgesehen von den starken Besatzungen der rheinhessischen und pfälzischen Städte, stehen im preussischen Gebiet z. B. in Aachen 3900 Belgier, in Trier 7140 und in Koblenz 7300 Franzosen und in Wiesbaden 5400 Engländer. Die genannten Städte sind zugleich Sitz höherer Stäbe. Allein in Trier befinden sich vier Divisions- bzw. Brigadestäbe.

In dem weitaus größten Teile der besetzten Gebiete stehen die Franzosen. Nur das Gebiet um Aachen ist von Belgiern und der Brückenkopf Mainz mit Wiesbaden als Mittelpunkt ist von Engländern belegt. Es handelt sich um ein sehr großes Gebiet im Verhältnis zu Gesamtdeutschland, und es ist ein erheblicher Prozentsatz der deutschen Bevölkerung, die unter der Besatzung zu leiden hat. Die Einwohnerzahl der besetzten Gebiete ist höher als die Gesamtbevölkerung der Schweiz.

Der katastrophale Verkehrsrückgang im besetzten Gebiet



Die Länderdenkschriften über die wirtschaftliche und kulturelle Notlage in den westlichen Grenzgebieten und im besetzten Gebiet lassen die Wirkungen der durch den Versailler Vertrag erfolgten Grenzziehung mit ihrer Zerreißung ehemals aufeinander eingestellter Wirtschaftsgebiete in ihrem ganzen Umfange erkennen. Diese Wirkungen werden sich wohl nie ganz ausgleichen lassen. Nur die wirtschaftliche Erholung Gesamtdeutschlands wird auch den Westen wieder gefunden lassen können, aber der Westen wird dazu der Hilfe von Gesamtdeutschland noch besonders bedürfen.

Un den besetzten deutschen Gebieten sind Preußen, Bayern und Hessen in erster Linie beteiligt. Zu Baden gehört der Brückenkopf Kehl und zu

Von 100 Einwohnern wohnen im besetzten Gebiet von Hessen 36





Siegel
des Herzogs Johann IV. von Brabant
(1418—1427).

Siegel
Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund
(1467—1477).

Siegel
der Johanna von Konstantinopel,
Gräfin von Hennegau (1206).

Eine vergessene Kunst.

Von B. Haldy.

Es ist zweifellos richtig, daß unsere Vorfahren es besser verstanden als wir, ein Rechtsgeschäft zu einer auch nach außen hin feierlichen Handlung zu machen. Ein Grundstücksverkauf, ein Ehevertrag, eine Fehdeansage, die ja auch auf ihre Art ein Rechtsgeschäft war, sie alle hatten erst die rechte Form, wenn unter dem Schriftsatz breit und würdig das Siegel stand. Verbrieft und besiegelt — die Redensart gilt auch heute noch. Allerdings, das Siegel wurde nicht immer der feierlichen Note wegen beigelegt; vielmehr ersetzte es in jenen Zeiten lediglich den Namenszug des Beteiligten, da ja für die große Masse Lesen und Schreiben ein ewiges Geheimnis blieb.

Daß ein so wichtiger Gegenstand wie das Siegel sich bald der größten Aufmerksamkeit nach mancherlei Richtung hin erfreuen mußte, liegt auf der Hand. Der Deutsche in seinem herkömmlichen Ordnungssinn mußte bald System in die Sache zu bringen: ob einer siegeln durfte, und wie er es tun durfte, welche Größe und Gestalt seinem Siegel gestattet waren, und welches Siegelmaterial man ihm zugestand.

Diese Siegelsfreudigkeit, wenn man so will, blieb auf das Kunstgewerbe selbstverständlich nicht ohne Einfluß. Darum finden wir unter den Petschierern und Siegelschneidern vielfach Meister von Ruf, und in den Kaisersiegeln und denen der großen Herren sind uns wahre Spitzenleistungen der Klein- und Medailleurekunst erhalten geblieben. Allerdings war diese Kleinkunst oft genug gar nicht so sehr klein, denn manche Kaisersiegel haben einen Durchmesser von 12 Zentimeter und mehr.

Die äußere Gestalt der Siegel war begrenzt; sie hielt sich in gewissen, immer wiederkehrenden Formen, die aber in sich

mannigfaltig genug waren. Die häufigste Form ist wohl der Kreis, die ovale findet man seltener, hingegen ist das Spitzoval ziemlich oft anzutreffen. Daneben gab es noch mehrreckige und sogar herzförmige Siegel.

Das spitzovale (parabolische) „Sigillum“ entbehrt nicht einer gewissen Zierlichkeit.

Es gehört zumeist in das geistliche Gebiet. Kirchen, Klöster und Kleriker bedienten sich seiner. Später wurde es von der mittelalterlichen Damenwelt angenommen, bis es dann auch auf die Zünfte und selbst auf die weltlichen Herren überging. Wenn es sich auch im allgemeinen in kleinerem Umfang hält, so kommen doch sehr ansehnliche Stücke vor.

Das Siegel hatte sozusagen die Aufgabe, die Persönlichkeit seines Besitzers zum Ausdruck zu bringen. Es lag daher nahe, das Bildnis des Inhabers wiederzugeben. In diesen Porträtsiegeln prägt sich nun freilich oft genug das Wollen stärker aus als das Können, und wenn wir auch die energischen holzschnittartigen Linien eines Stückes bewundern, so dürfen wir doch keine allzu großen Ansprüche an die tatsächliche Ähnlichkeit stellen. Diese



Wappensiegel der freien Reichsstadt Geldhausen.

Porträtsiegel wurden namentlich, neben den Wappen, von den Kaisern geführt. Die kleineren Landesherren bedienten sich mit Vorliebe der sogenannten Reiteriegel, zweifellos der reizvollsten Gruppe des ganzen Gebietes. Mögen sie auch alle, wie dies in der Natur der Sache liegt, nach einem gewissen Schema gearbeitet sein, so enthalten sie doch wiederum so viele interessante Einzelheiten, daß namentlich der Historiker manche wichtige Anhaltspunkte aus ihnen entnehmen kann. Sie bieten außerdem ein recht schätzbares Quellenmaterial zur Geschichte der Tracht und gewisser



Siegel

zweier Klöster der Grafschaft Hennegau. des Zisterzienserklosters Arnsberg (1705). des Klosters von Quesnoy. der Äbtissin Marline von Quesnoy.

Siegel

Siegel

Siegel

Gepflogenheiten, wie beispielsweise das Siegel der Johanna von Konstantinopel mit dem Falken auf der Faust zeigt.

Man könnte vielleicht von einer gewissen Mode in Siegeln sprechen, wenn man das allmähliche Anwachsen des Umfangs dieser Kleinkunstwerke verfolgt. Anfänglich kaum talergroß, so daß sie bequem auf das Pergament gedrückt werden konnten, nahmen sie bald so viel Raum ein, daß man sie auf der Urkunde überhaupt nicht mehr unterbrachte. Es wurde daher notwendig, das Wachs in Schalen zu gießen, das Siegel darein zu drücken und das Ganze in Holz- oder Metallkapseln zu verschließen, die dann an Schnüren oder Pergamentstreifen der Urkunde angehängt wurden. Diese Behälter nannte man Bullen, und die Goldene Bulle Karls IV. führt ihren Namen daher, daß das kaiserliche Siegel in einer goldenen Kapsel eingeschlossen ist. Gewöhnlich bediente man sich später, um das rechtlich höchstbedeutsame Siegel besser gegen Verletzung zu schützen, hübsch gearbeiteter hölzerner Behälter, die in der Tat ihren Inhalt sehr oft völlig unberührt bis auf die Jetztzeit bewahrt haben.

Als Merkwürdigkeit mag noch erwähnt sein, daß später die Sekrete oder Rückiegel benutzt wurden, dergestalt, daß man ein sehr viel kleineres Siegel auf der Rückseite des größeren eindrückte.

In künstlerischer Beziehung sind, wie dies bei der außerordentlich großen Zahl nicht anders denkbar ist, alle diese Siegelformen natürlich sehr verschieden zu bewerten. Selbst in den verschiedenen Jahrhunderten stehen sehr ungleichwertige Leistungen nebeneinander. Angesichts der rechtlichen Bedeutung, die das Siegel genoss, mußte allerdings auch die unzweideutige Echtheit in einem scharfen Abdruck zum Ausdruck kommen. Diese Bedeutung wird uns heute nur dann verständlich, wenn wir uns der außerordentlich schweren Körperstrafen erinnern, die auf Vergehen gegen das Siegel standen. So soll man Siegelfälscher lebendig in einem Kessel, und dem

Nachlässigen, der ein Siegel in Verlust geraten ließ, konnte diese Unvorsichtigkeit leicht den Kopf kosten.

Es ist nun eine eigentümliche Erscheinung, daß gewissermaßen in dem Augenblick, in dem die Siegelstecherkunst sich viel besserer technischer Hilfsmittel bedienen konnte, ein rascher Niedergang eintrat. Gefördert wurde er durch den

Umstand, daß das Siegel nicht mehr ausschließlich der Beurkundung von Rechtssachen diente, daß es vielmehr zum einfachen Briefverschluss „herabgewürdigt“ wurde. An die Stelle des feierlichen Wachses ist der ausdrucksarme Gummistempel, eins der charakteristischen Symbole unseres Maschinenzeitalters, getreten. Im Grunde genommen aber bedeutet die Verwendung des Siegels als Briefverschluss durchaus keine Herabsetzung. Denn auch in diesem Falle ist es der markante äußere Ausdruck einer selbstbewußten Persönlichkeit, gewissermaßen die Wahrung eines Privilegs, das hier in recht wohl anzuerkennender Weise dargetan wird. Allerdings die Monogramme, die das Wappensiegel oft genug ersetzen müssen, sind so nichts sagend wie der Gummistempel, und die Kleinheit, auf die sie sich gewöhnlich beschränken, macht sie nicht eindrucksvoller. Bei der heutigen



Großes Wappensiegel Franz I.,
römisch-deutscher Kaiser (1745—1765).

starken Neigung zur Familienforschung aber dürfte es des öfteren vorkommen, daß man auf ein längst vergessenes Familienwappen stößt, das nunmehr, in die Form des Siegels gebracht, seinen eigentlichen Zweck erfüllen kann.

Die „große Siegelkunst“ der vergangenen Jahrhunderte werden wir allerdings nicht noch einmal erleben, denn dazu fehlen die Voraussetzungen. Sie hat lediglich kunst- und kulturgeschichtlichen Wert, aber es liegen in ihr viele ästhetische Genüsse verborgen. In kleinem Maßstab aber können wir uns ihrer wiederum bedienen, und es wäre erfreulich, wenn sie auch wiederum einen Teil von Treu und Glauben mitbrächte, wie er mit jener mittelalterlichen Siegelmäßigkeit aufs engste verknüpft war.

Genauigkeit.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

Aufgeregt kam damals unser Geographieprofessor in die Stunde:

„Ich muß euch leider mitteilen, daß die Prüfung des Normalnullpunktes einen Fehler von zwei Komma —“

Er schaute auf einen Zettel, den er in der nervös zitternden Hand hatte.

— einen Fehler von zwei Komma drei acht vier sechs Meter ergeben hat.“

Er schnaufte auf und schaute in die Klasse. Wir müssen ihn recht verständnislos angesehen haben. Denn er fuhr mit ärgerlicher Stimme fort:

„Könnt ihr euch denn nun gar nicht denken, was für eine Wirkung diese Entdeckung haben wird?“

Wir strengten uns an, uns diese Wirkung vorzustellen. Besonders unser Erster fühlte sich verpflichtet, tiefe Falten über seine Stirn zu legen. Aber es kam nichts dabei heraus. Bei der ganzen Klasse nicht. Höchstens, daß sich der und jener dachte (ich gehörte auch dazu):

„Was geht uns Normalnull an? Ob eine Null nun zwei Komma soviel Meter höher oder tiefer lag, das war doch völlig gleich. Eine Null ist eine Null. Und der Einfluß ihrer Lage auf die Welt im allgemeinen und auf uns im ganz besonderen konnte doch nicht groß sein. . .“

„Nun, so will ich es euch sagen“, rief der Professor, „das bedeutet, daß alle Bergeshöhen falsch gemessen worden sind!“

Wieder erwartete er einen gewaltigen Eindruck auf uns. Aber „Mochten sie“, stand auf unseren Gesichtern zu lesen, „was kümmert das uns?“

„Und daß ihr die Höhen aller Berge in Deutschland, der Schweiz, Österreich und überhaupt von ganz Europa neu lernen müßt!“

Jetzt begriffen wir den hinterlistigen Zusammenhang. Und der Professor schien mit dem Entsetzen, das sich in unseren Gesichtern malte, zufrieden zu sein.

„Zum Donnerwetter“, dachten wir, „kaum, daß die mühsam eingelernten Meterhöhen saßen, war das alles für die Raß gewesen? Der Teufel sollte die Normalnull holen und insbesondere den, der so unvorsichtig war, sie nochmals nachzurechnen!“

„Nun“, lenkte begütigend der Professor ein, „nun, es ist wohl nicht so schlimm; ich denke, es wird genügen, wenn ihr ein für allemal von den jetzt gelernten Höhen zwei Komma —“

Er sah wieder auf seinen Zettel.

— zwei Komma drei acht vier sechs Meter in Abzug bringt.“

So taten wir ihm denn den Gefallen und brachten noch zwei Jahre lang die Kommazahl in Abzug, wenn wir die Zugspitze auffagten oder den Montblanc oder den Ortler oder das Matterhorn . . .

Innerlich fühlten wir uns aber über diese „blödsinnige Genauigkeit“ erhaben und vergaßen sie, sobald die Schule uns im Rücken war.

Wir hielten es von da an mit dem bequemeren „ungefähr“ oder, wenn wir wissenschaftlich bleiben wollten, mit dem „zirka“.

„Ich komme ungefähr um sechs Uhr.“ — „Schicken Sie uns zirka . . .“ Und ich muß bekennen: wir kamen ganz hübsch durch mit Ungefähr und Zirka.

Sehr befriedigt war ich damals, zu vernehmen, daß es etwas absolut Genaueres überhaupt nicht gäbe. Nicht einmal den Erdquadranten, dessen zehnmillionsten Teil wir als das Urmeter lernen und verehren mußten. Während jetzt einer

herausgebracht hat, daß er in Wahrheit 10 000 816 Meter ist. Schön — wir regen uns nicht auf deshalb. Das mochten die Genauigkeitler vom Schlage unseres Geographieprofessors tun. Wir lächelten darüber. Denn wir haben insgeheim erfahren, daß auch dieser Wert nicht genau ist, daß alle Messungen auf Erden, solange die Welt steht, mit einem Plus- und Minuszeichen für die Fehlerquellen herumlaufen müssen.

Sogar die Meereshöhen des Holzkirchner Bahnhofs in Oberbayern. Als wir neulich da Aufenthalt hatten, stellten wir nämlich laut amtlicher Inschrift am Stationsgebäude fest, daß dieses 685,4241 Meter über dem Meere liegt.

„Auf ein zehntausendstel Meter genau“, sagte mein Freund bewundernd, weil er Ingenieur ist.

„So?“ sagte ich, „wie aber, wenn ein Zug vorüberdonnert, daß die Erde zittert, oder wenn der Herr Stationsvorsteher schnupft und niesen muß, daß alles wackelt?“

„hm“, sagte der Ingenieur, „dann würde allerdings die vierte Dezimalstelle gewissen Schwankungen unterworfen sein.“

Und ich habe gelacht und mich auf Kosten meines Freundes weidlich über die Genauigkeiten dieser Welt lustig gemacht.

Aber als wir dann zusammen über das Gebirge wanderten und eine Brücke überschritten, sagte er, er wolle mir einmal eine Geschichte erzählen. Ob ich hören möchte.

„Ja“, sagte ich, „in dieser Einsamkeit hier oben hört man gern eine Stimme reden.“

Und dann erzählte er von seinem Freund. Der war auch Ingenieur. Einmal war eine Brücke zu berechnen. Er hatte die statischen Berechnungen durchzuführen. So stark mußten diese und jene Stücke sein, um die und die Belastung auszuhalten. Da war es, daß er bei der Berechnung eines Sicherheitskoeffizienten abgerufen wurde. Komma neun, hatte er noch schreiben wollen und — vergaß es. Auch jenem, der die Rechnung prüfte, entwichte das Versehen. Was lag auch schließlich an dem Komma; wenn nur die ganzen Zahlen richtig waren! Aber im Laufe der Berechnungen war das Komma neun zu multiplizieren, viele, viele Male. Es wuchs und wuchs und schlich sich in die Gießerei, brodelte im Martinofen, schob sich zwischen die Walzen, wo man die Eisenstücke presste, stieg auf die Brückenpfeiler, sah beim Vernieten zu und lauerte — und lauerte. Lauerte, bis seine Zeit gekommen war. Bis wann es sich für die erlittene Vernachlässigung rächen konnte.

Bei der Belastungsprobe stand es auf dem Sprunge. Haarscharf zückte es den Keil und zitterte und wartete und rührte sich noch nicht.

Als aber dann der erste Zug, der hochgemute Festzug, über jene Brücke brauste, da sprang es wie ein Tiger hinter dem Brückenpfeiler vor und biß den scharfen Ligerzahn in das Gestänge und die Tragbänder der Brücke, daß es knirschte. Daß sich die Brücke bog, daß sie zersplitterte, daß sie den Zug und eine Fracht voll froher Menschen in das grüne, kühle Flußgraben warf . . .

Als mein Freund geendigt hatte, kam eine lange Pause über uns. Ich sah auf die Brücke hinter uns, die wie ein Faden über dem Abgrund hing. Ich sah auf das drohende Felsgestein, das über uns hing. Ich erkannte die mitleidslose Hochgebirgsnatur um uns, die mitleidslose Natur überhaupt, die wir nur mit der Waffe der ebenso mitleidslosen Genauigkeit zu besiegen vermögen — und ich erkannte:

Zwei Gesichter hat die Genauigkeit: eins, das voll Schalkerei mit seinen Augen zwinkert, und ein ernstes, aus dem tiefe, böse Augen uns entgegenschauen.

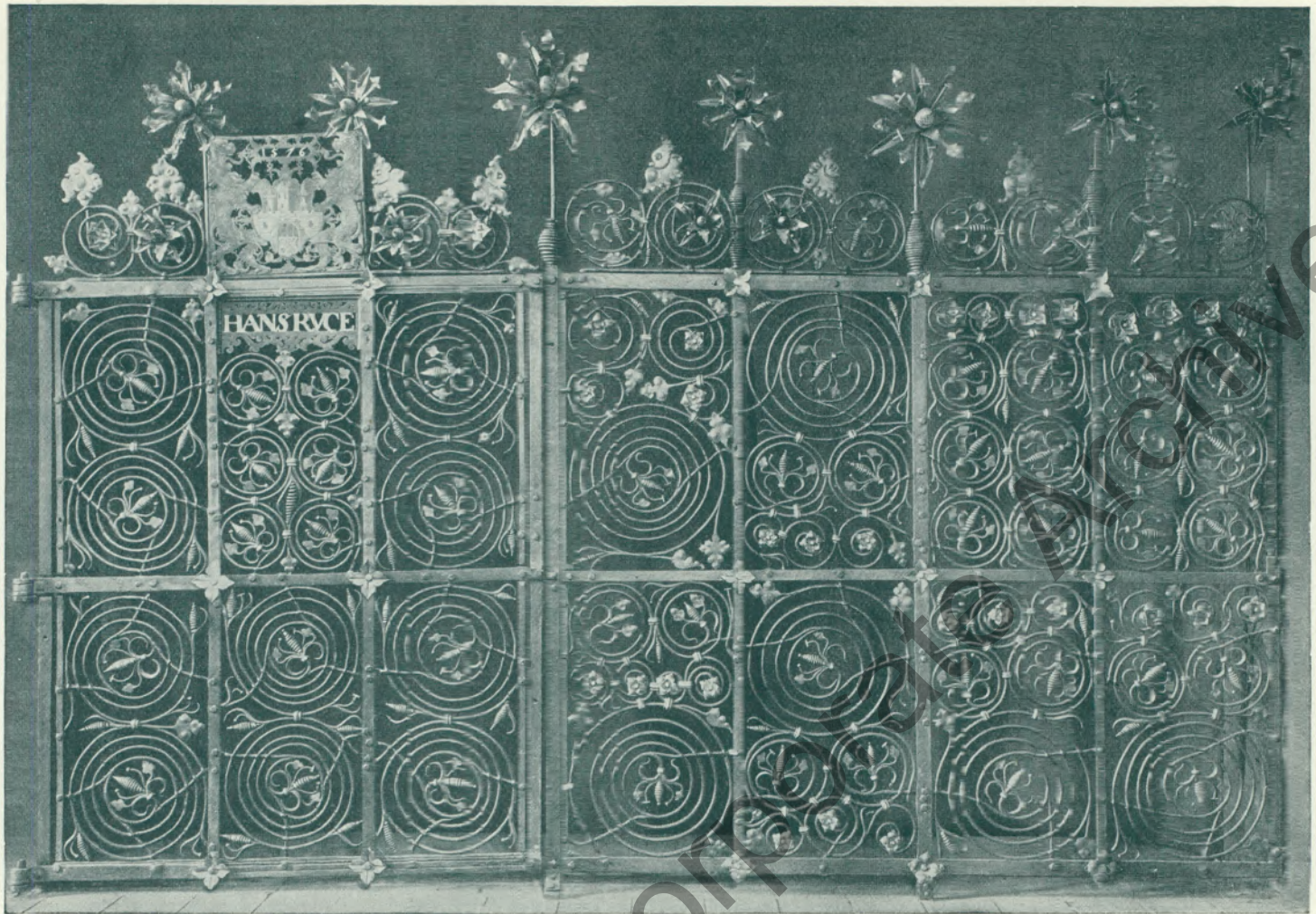


Abb. 1. Gitter im Treppenhaus des Rathauses zu Lüneburg.
Aus dem 2. Band der Reihe „Deutsche Schmiedekunst“: Renaissance und Frühbarock.
Mit 5 Lichtdruckst. (Delphin-Verlag, München.)

Deutsche Prunkgitter.

Von Professor Dr. Michael Birkenbihl, München.

Das Gitter ist das jüngste Kind der Schmiedekunst. Seine Entwicklung bedingt Voraussetzungen, die im Altertum nicht gegeben waren. Das antike Haus mit seiner Abgeschlossenheit nach der Straßenseite hatte für Gitter größeren Stiles keine Verwendung; noch weniger der antike Tempel. Dazu kommt, daß die Antike für die Schönheit des Eisens überhaupt wenig Verständnis zeigte. Kein einziges größeres Schmiedewerk hat sich erhalten; auch die literarischen Quellen wissen nur wenig von künstlerischer Eisencarbeit.

Um 800 nehmen die deutschen Grobschmiede den ersten Anlauf zur Kunst. Mit Beschlägen beginnen sie. Dieibel Karls des Kahlen (9. Jahrhundert), das Pruner Antiphanar (10. Jahrhundert) und die Reliefs am Elferbeintweihrafer-gefäß im Dom zu Aachen gehören zu den frühesten Zeugnissen. Die Gitterkunst empfängt ihre ersten größeren Aufgaben von der Kirche. Sie konstruiert Räume, die dem Betke ganz oder zeitweise verschlossen sind, in die man ihm aber doch Einblick gewähren will. Diesen Bedürfnissen entspricht das Gitter. Durch sein Material hat es dabei den Vorzug großer Dauerhaftigkeit. Die ältesten deutschen Gitter sind wie die

römischen nicht geschmiedet, sondern aus Bronze gegossen. In der Frühgotik übernehmen die romanischen Länder die Führung. In der ersten Blüteperiode der Schmiedekunst im 13. Jahrhundert haben die deutschen Schmiede nur geringen Anteil. In Deutschland reicht vermutlich kein einziges der erhaltenen Gitter über das Jahr 1300 zurück. Die ältesten dürften in Hildesheim und Lüneburg stehen. Bei den Gittern der Romanen bilden aneinandergebundene Vierpässe das Grundmotiv. Will man die schlichten Stäbe größerer Gitter verzieren, so schlägt man Maßverlornamente aus Eisenblech — zuweilen lieferte man dazu mehrere Flechschichten übereinander — oder fertigt sie aus Bandesfen. Frei geschmiedete Kreuzblumen schmücken die Beförnung. Für die Gitter von Hildesheim und Lüneburg ist bedeutsam, daß sie die Schweifung noch nicht kennen; alle Verbindungen werden durch Bünde und Nietungen hergestellt. In den Motiven lehnen sich die deutschen Arbeiten an die südlichen Gitter an. Spiralförmig gerollte C-Schnörkel bilden das Schmuckwerk. Im östlichen Deutschland sind während der Gotik die Raufengitter aus schräggkreuzten Stäben beliebt. Eines der besten ist des

Abschlußgitter der Bischof-Ernst-Kapelle im Dom zu Magdeburg aus dem Jahre 1498. Architektonische Stützen, die wie Strebepfeiler und Säulenvorlagen wirken, ergeben das vertikale Gerüst. Zierringe verhindern die Eintönigkeit. In die zwei großen Türen sind kleinere mit Maßwerk und schweren Kielbogen einkonstruiert. Eine vornehme Ruhe bildet durch die diskrete Ornamentik den Gesamtkarakter des Gitters. Im 15. Jahrhundert blüht noch ein anderer Zweig der Gitterkunst in Deutschland: das Verschlußgitter der Sakramentshäuschen (Freiburg i. B., Ulm u. a.). Die österreichischen Alpenländer hatten schon in vorgeschichtlicher Zeit eine lebhaftere Eisengewinnung und -verarbeitung. Das Steirische Landesmuseum in Graz ist reich an edlen Schmiedearbeiten aller Art. Im 15. Jahrhundert liefert Tirol bereits im Sakramentsgitter von Ottoberg (jetzt im Victoria and Albert Museum in London) und einem Gitter der Pfarrkirche von Hall (Kapelle des Florian von Waldauf 1495) Werke höchster Vollendung. Im Aufsatze des Haller Gitters jubelt noch einmal die ganze Fülle spätgotischer Formenpracht.

Das 16. Jahrhundert ist auf dem gesamten Gebiete der Metallbearbeitung eine Zeit des Fortschritts und der Blüte. Eines seiner bekanntesten Gitter ist das am Grabmal des Kaisers Maximilian I. in der Hofkirche zu Innsbruck. Der Meister Jörg Schmidhammer in Prag — sein Name charakterisiert ihn als Sproß einer alten Schmiedefamilie — erhielt vom späteren Kaiser Ferdinand I. den Auftrag, das Gitter zu schaffen; er sollte sich dabei an jenes anlehnen, das er für das Fürstengrab im Beitsdom zu Prag gearbeitet hatte. 1573 war das bemalte und vergoldete Prachtwerk vollendet. Als Lohn erhielt sein Meister 1500 Gulden, damit waren aber die Transportkosten von Prag nach Innsbruck noch teilweise zu bestreiten. Die Gitter, welche die frei stehenden Grabmäler (Tumbe) schützen, gehören überhaupt zum Besten, was die Schmiede der Renaissance geschaffen haben. Das beweist unter anderem auch das Grabmalgitter der Fugger in Augsburg und das des Kurfürsten Moritz von Sachsen in Freiberg.

Das wohlhabende Bürgertum sucht seine neubauten Städte durch dekorative Brunnen räumlich zu beleben. Damit erhält die Schmiedekunst neue Probleme. 1470 schafft ein Mitglied der Schmiedefamilie Massys in dem Ziehbrunnen vor dem Dome zu Antwerpen das Vorbild für Arbeiten dieser Gattung. Ein wahres Kabinetstück war der „Schöne Brunnen“ in Nürnberg. Die reiche Bemalung und Vergoldung der Stein- und Eisenteile gab der ganzen Anlage eine buntbewegte Pracht. Das Gitter schmiedete Meister Paulus Ruhn (1587). Wie hoch in seiner Vaterstadt Augs-

burg damals das Metallgewerbe entwickelt war, zeigt unter anderem das feine Gitter des Augustusbrunnens von Georg Scheff (1593/94). Die herrlichste Brunnenlaube Deutschlands aber trägt der „Schöne Brunnen“ in Reize (Abbildung 3). Seine Technik und Ornamentik gebieten, einen Augenblick rückwärts zu schauen.

Das Material des mittelalterlichen Gitters ist der Vierkantstab; er muß vom Schmied noch mühevoll aus der Rohluppe herausgehauen werden. Am Ausgang des Mittelalters lernte man die Wasserkraft den Eisenhütten dienstbar zu machen. Man verband mit ihnen jetzt Hammerwerke, in denen die Rohluppe in Stäbe, Schienen und Bleche

von handlichen Profilen verwandelt wurde. In erster Linie stellten diese Hammerwerke den Rundstab her. Im Zeitalter Luthers hält er seinen Einzug in die Gitterschmiedekunst, verdrängt den Vierkantstab und hält sich bis ins 18. Jahrhundert. Erst durch das Aufkommen der Hammerwerke ist der hohe Stand der Schmiedekunst des 16. Jahrhunderts möglich. Dabei kommt den Schmieden, die mit der Sprenggabel (dem Werkzeug zur Biegung der Stäbe) wahrhaft virtuos umzugehen mußten, zugute, daß das deutsche Eisen biegsamer war als das anderer Länder. Mit dem Rundstab ziehen auch zwei neue Motive in die Schmiedekunst ein: die Spirale und das Flechtmuster. Ihre Verbindung ist für das 16. Jahrhundert charakteristisch. Das tiefe Bedürfnis nach Schönheit, das sich durch die gesamte germanische Kulturentwicklung zieht, ließ die deutschen Meister der Renaissance nicht nur auf Zweckmäßigkeit und Dauerhaftigkeit achten; in seinem Gefühl für den Einklang zwischen Stoff und Form schafften sie stets aus dem Material heraus und gestalten das Gitter immer dekorativer. Dabei unterstützt sie die neue Methode des Durchstechens. Während

das Mittelalter die Stäbe aneinander vorbeilaufen ließ, bildet man jetzt im Rundstab durch Aufhauen eine Art Ose und schiebt den kreuzenden Stab durch. Damit werden Widerstandskraft und Lebensdauer des Gitters wesentlich erhöht.

Das Hauptmotiv der Zeit, die Spirale, gehört zu den ältesten Ornamenten der Menschheit. In der älteren Bronzezeit findet sie beim Schmuck reichliche Verwendung. Die Flechtmuster sind der Schreibekunst der Buchmaler entnommen. Auch die Stabmuster Dürers und die Ornamentstiche der Kleinmeister sind ihnen verwandt. Indem man die Windungen der Spiralen unter sich durch Ranken und Blätter verbindet, wird die Füllung immer dichter und dauerhafter. Die einzelnen Spiralen werden durch Bünde zusammengehalten; das bedeutet eine weitere Festigung der Füllung. Aus der Endigung des flachgeschlagenen Rundstabes schmie-



Abb. 2. Brunnenstube im Stift St. Florian.



Abb. 3. Der „Schöne Brunnen“ in Neisse.
(Erste des 17. Jahrhunderts.)

det man einfache Blumen und Blätter heraus. Reichere Pflanzenornamente werden einzeln gearbeitet und nachher angeschweißt. Das gilt besonders für die Spindelblume: ein Draht wurde spiralförmig so um einen Holzkerl gewickelt, daß er die Gestalt eines Korkziehers bekam. Den Holzkerl brannte man aus; den Draht dekorierte man durch kreisförmig angeordnete Blätter, die man nach außen umbog. Spindelblumen wurden sowohl in der Mitte des Gitters wie auf der Bekrönung aufgesetzt. Auf die Blätter der Pflanzenornamente verwendete man besondere Sorgfalt. Durch Buckelung wurden sie plastisch gestaltet.

Der Neißer Brunnen zeigt alle Errungenschaften der Eisentechnik in bewundernswerter Gewandtheit. Die Tradition bringt seine Entstehung mit der Belagerung und Einnahme der Stadt durch die Schweden in Verbindung. In Wirklichkeit haben wohl hygienische und ästhetische Erwägungen Kaspar Naas, der von 1653 bis 1685 Bürgermeister war, veranlaßt, das prunkvolle Brunnenhaus zu errichten. Der dreißigjährige Meister Wilhelm Helleweg wurde mit der Ausführung betraut. Schon der Name verrät den Westfalen. Helleweg war damals bischöflicher Zeugwart, d. h. Vorstand des Zeughauses. 1686 hatte er das Prachtwerk vollendet. Die Laube erhebt sich auf einem runden, eineinhalb Meter hohen profilierten Sockel bis zu einer Höhe von fünf Meter. Die Pilaster der Brüstung klingen in den massiven Vierkanteisen der Haube fort und geben dadurch der ganzen Anlage eine einheitliche Gliederung. Auf der mittleren Bandhöhe steht in schlanken Majuskeln: „Ao. 1686 aus Belieben eines löblichen Magistrats machte mich Wilhelm Helleweg Zeugwart.“

Wie man in Österreich die gleiche Aufgabe löste, zeigt das graziose, feinkomponierte Gitter am Brunnen des Stiftes St. Florian (Abb. 2). An den Neißer Brunnen reiht sich eine stattliche Zahl anderer Barockgitter des schlesischen Landes, die alle von hohem Können zeugen. So die prachtvollen Gitter der katholischen Pfarrkirche in Neisse (1608), das Lauffteingitter von 1627 in Neisse und das von 1617 in Görlitz, verschiedene Gitter im Breslauer Dom, das Abflussgitter der Haupttreppe im Jesuitenkolleg zu Liegnitz (um 1700) und das wundervolle Kapellengitter der Pfarrkirche von Trebnitz (um 1700).

Wie die norddeutschen Schmiede das Ornament aus dem Stoff herauswachsen lassen, kann man besonders



Abb. 4. Großes Gartentor am Lustschloß des Prinzen Eugen im Schloßhof an der March (Beginn des 18. Jahrhunderts).

in Lübeck sehen. Lübeck ist ja heute noch der Vorort des deutschen Schmiedehandwerks. Sein Museum besitzt unter anderem eine Renaissancefence aus der Zeit um 1600, die sich in Zeichnung und Technik als Meisterwerk ausweist. In den protestantischen Kirchen des Nordens, wo die Seitenkapellen des katholischen Südens fehlen, geben die Erbbegräbnisse den Gitterschmieden Arbeit. Schöne Grabgitter des 17. und 18. Jahrhunderts sieht man in der Marienkirche und Nikolaikirche zu Berlin.

Um 1650 beginnt sich in der deutschen Eisenornamentik ein Umschwung vorzubereiten. Das Flechtmuster wird aufgegeben und nur die Spirale noch verwendet. Um nicht eintönig zu werden, zwingen sich die Erfinder der Gitter nunmehr zur stärksten Konzentration.

Die Architektur ist die geistige Mutter des Gitters. Dessen Entwicklung ist mit ihrem Leben aufs innigste verbunden. Die glänzende Periode der großen Schloßbauten, die mit Ludwig XIV. beginnt, bedeutet deshalb auch den Höhepunkt der europäischen Schmiedekunst. Schon im Barock verschiebt sich langsam der Schwerpunkt der Kunstschlosserei vom kirchlichen auf das weltliche Gebiet. Das Gitter ist jetzt nicht mehr eine untergeordnetezierat im Gebäude, sondern hat als selbständiges architektonisches Glied die Aufgabe, weit auseinanderliegende Flügel zu verbinden und so dem Ganzen eine organische Einheit zu geben.

Seit 1662 baute Ludwig XIV. Versailles in großartiger Weise aus. Dabei wurde die Schmiedearbeit in einem Umfange herangezogen, wie man ihn bisher nie gesehen hatte. Das Stabgitter ist in Versailles entstanden. Die Architekten des Königs konnten sich auf tüchtige Handwerker stützen. Wertvolle Vorlagenwerke, von Schlossern oder Graphikern herausgegeben, förderten die hochentwickelte Technik der französischen Kunstschlosserei. Von größter Bedeutung für das europäische Kunsthandwerk wurde der Ornamentstecher Jean Bérain (gestorben 1711); sein Ornamentstil gab den Kunstschlossern die Sprache, deren sie bedurften. Das Rankenwerk und die schwülstigen Tiermotive treten zurück; große, klare Linienzüge aus geradlinigen oder geschweiften Vierkantsäben, die häufig gebrochen werden, beherrschen die Fläche.

Mehr noch als in seiner Heimat wurde Bérains Stil in Deutschland geschätzt. Man gab ihm hier den Namen „Laub- und Bandelwerk“. Das ganze 18. Jahrhundert hin-



Abb. 5. Hofgartentor in Würzburg.
Mitte des 18. Jahrhunderts.

durch kehrt dieses in den großen und kleinen Gitteranlagen wieder, und die Kunstschlosser unserer Tage verwenden es noch gerne, wie man namentlich in Süddeutschland auf Schritt und Tritt sieht. Auf Verains Schaltern steht auch der Riese, unter dessen Hammer das Köstlichste hervorging, was die Schmiedekunst je geleistet hat, der Tiroler Johann Georg Degg (1703 bis 1780). Das 18. Jahrhundert ist auch in Deutschland die Zeit der großen Schloßbauten. Es sei nur an den Zwinger zu Dresden, an Sanssouci, Monbijou, Wilhelmshöhe, Ludwigsburg, Karlsruhe, Mannheim, Nymphenburg, Brühl, Bruchsal, Schleißheim und ihre Gärten erinnert. Dazu kamen die vielen kleineren Schlösser des Landadels. Auch die Fürstbischöfe von Würzburg beschloßen, nachdem sie jahrhundertlang auf der trügigen Festung Marienberg residiert hatten, sich in der Stadt ein großartiges Schloß zu bauen. Napoleon hat es als die schönste deutsche Residenz bezeichnet. Die gesamte Kunstschmiede- und Schlosserarbeit wurde Johann Degg übertragen. Die deutsche Schmiedekunst wurde damals besonders von zwei Kunstzentren gepflegt: dem Kaiserhof in Wien und dem Hof des Prinzen Eugen (Abb. 4). Für beide hat Degg in seiner

Jugend gearbeitet. Durch Vermittlung des Prinzen Eugen trat er — ohne eine Meisterprüfung gemacht zu haben — am 29. März 1734 als Hofschlosser in die Dienste des Würzburger Fürstbischofs Friedrich Karl von Schönborn.

Staunend steht heute der deutsche Schlosser vor den Würzburger Hofgartentoren (Abb. 5). In der Kunst des Treibens und des Schweißens zeigen sie eine Virtuosität, die unerhört ist. Es scheint, als ob das Eisen alle Sprödigkeit verloren hätte, so sproßt und rankt es sich himmelan, so flutet es wie eine mächtige Brandung gegen die starken Rahmen kontrastierender Steinpfeiler. Dabei ist das monumentalste Werk dieses Genies, das große Gitter des Ehrenhofes, uns leider durch eine Barbarei verlorengegangen. Auch das Chorgitter im Dom, das Deggs Schüler und erbittertster Feind, der Stadtschlosser Mary Gattinger, damals schuf, ist eines der feinsten Werke der Zeit. Degg blieb unerreicht. In der Technik schlug seine kunstreiche Hand auch den größten Schlosser seiner Epoche, den berühmten Hofschlosser Stanislaus Leszczynski, Jean Lamour in Nancy.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg war der erste Verfall der deutschen Schmiedekunst eingetreten, der Beginn des 19. Jahr-



Abb. 6. Gittertor des 17. Jahrhunderts.

(Aus „Deutsche Schmiedekunst“.)

hundreds brachte den zweiten. Das „eiserne Zeitalter“ der Maschinen verlor das Verständnis für das Stilgefühl der alten Meister. „Altes Eisen“ wurde sprichwörtlich für wertlos gewordene Dinge. 1821 ließ die bayerische Regierung das Ehrenhofgitter Deggs abbauen und mit kostbaren Mobiliarstücken des Schlosses, die auch nicht mehr „modisch“ waren, auf dem ersten Residenzplatze zu Schleuderpreisen versteigern. Das Gitter soll dadurch nach England gerettet sein. Die maschinelle Herstellung dekorativer Eisenarbeiten gab der deutschen Schmiedekunst den Rest. Die großen Auf-

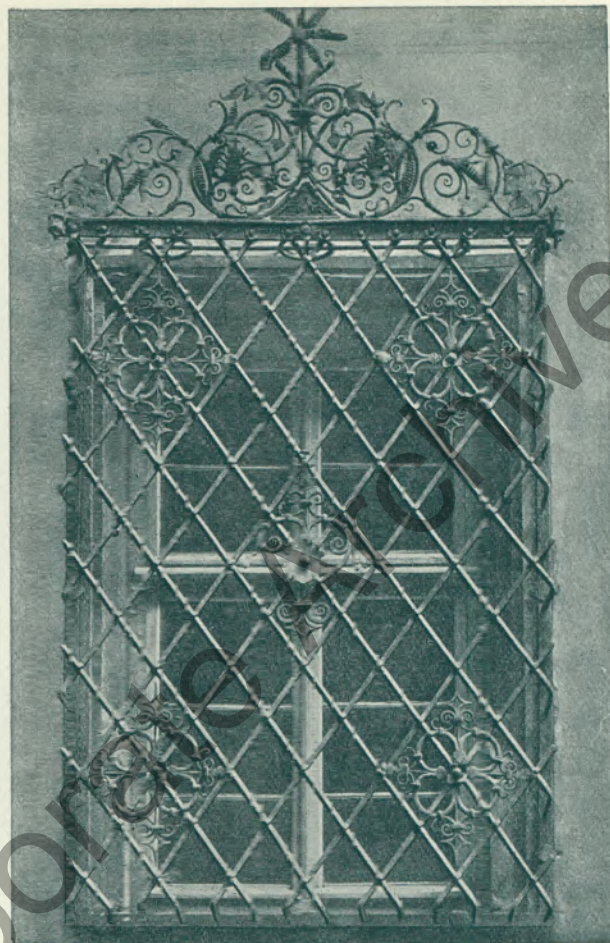


Abb. 7. Fenstergitter am Rathaus zu Würzburg.

(Aus „Deutsche Schmiedekunst“.)

träge der Kirche fehlten ganz; im modernen Kirchenbau ist das Gitter unbeliebt. Fachschulen für Schmiede und Schlosser hoben erst gegen Ende des Jahrhunderts die Eisenkunst wieder. Der Reichtum der neuen Großstädte gab ihr in Arbeiten für Luxuswohnhäuser, Banken, Rathäuser und Ausstellungsgebäude eine neue Belebung. Der ornamentale und technische Reiz der alten Meisterwerke wurde freilich nicht mehr erreicht.

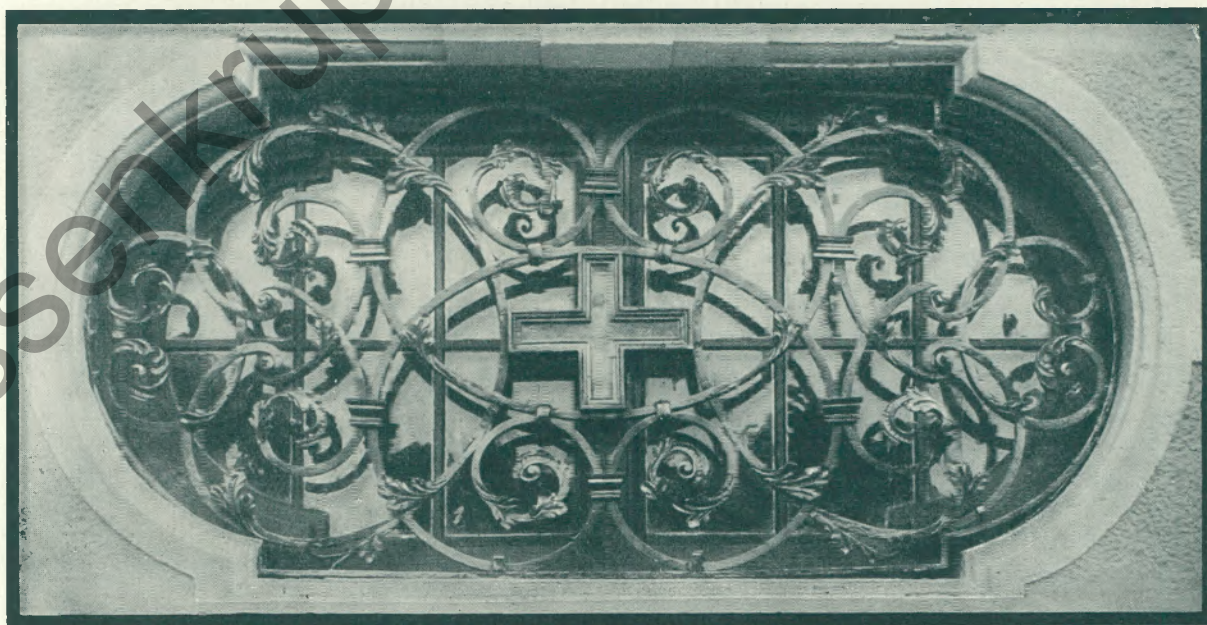
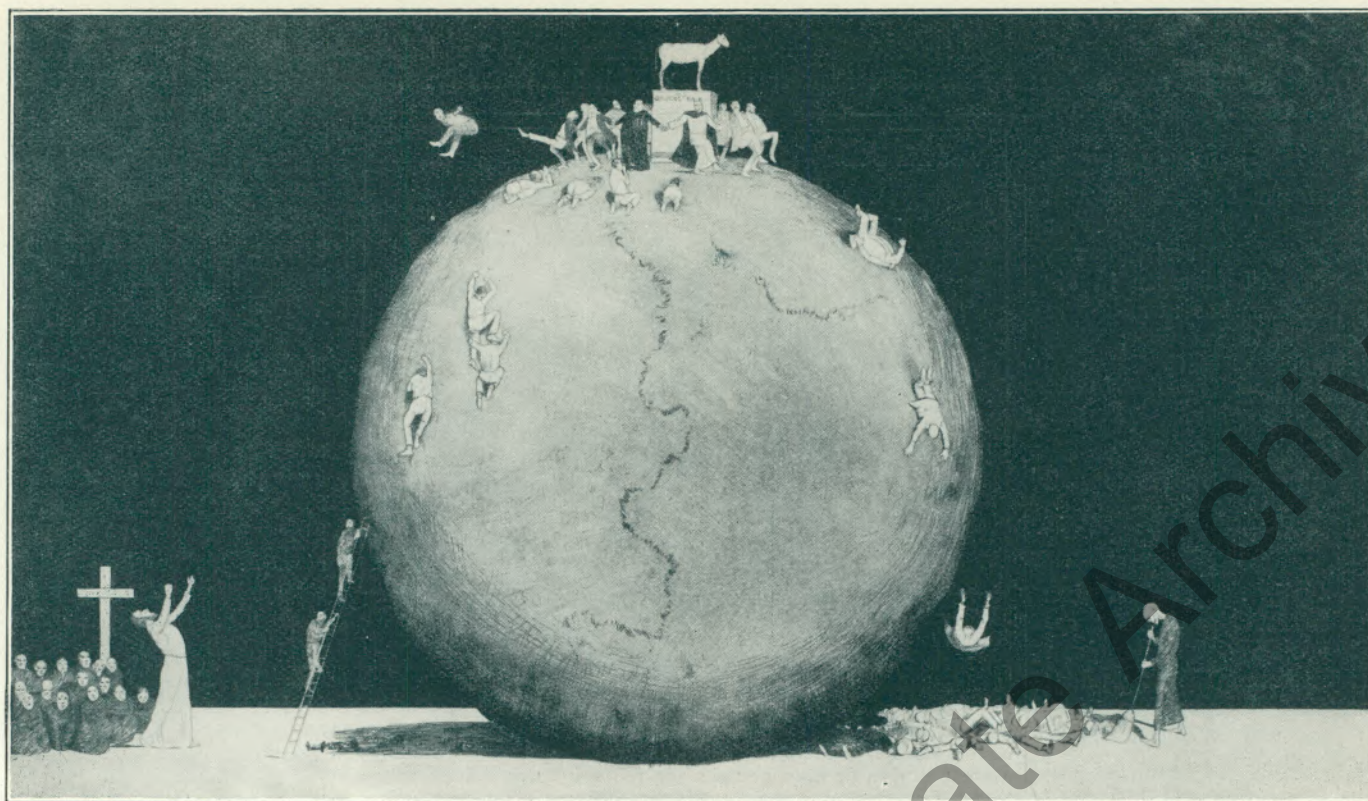


Abb. 8. Oberlichtgitter in Schloß Schloßhof, Nieder-Oesterreich (1. Hälfte des 18. Jahrhunderts).



Kopfstudie.

Radierung von Prof. Josef Uhl.



Der Lauf der Welt.
Radierung von Prof. Josef Uhl.

Von heiterer Rechenkunst.

Von Dr. Th. Wolff.

II.

Zwölf Aufgaben heiterer Rechenkunst hatten wir in der vorigen Nummer unseres Blattes unseren Lesern vorgelegt mit der Aufforderung, die Lösungen der Aufgaben zu suchen. Diejenigen unserer Leser, die dieser Aufforderung nachgekommen sind, werden bei dieser Tätigkeit viel Vergnügen empfunden haben und werden überdies bestätigen können, daß tatsächlich die als dürr und trocken verschriene Rechenkunst ihre humorvollen Seiten hat. Heute unterbreiten wir ihnen nun die Lösungen zu den ersten sechs Aufgaben, um ihnen Gelegenheit zu geben, festzustellen, ob sie in allen Fällen den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Mit der Veröffentlichung der übrigen Lösungen wollen wir noch einen Monat warten, da wir annehmen, daß der eine oder andere Leser, durch die folgenden Ausführungen ermuntert, sich mit neuem Mut und — vielleicht — größerem Erfolg auf die restlichen sechs noch „unbekannten Größen“ stürzen wird.

Also zunächst die 1. Aufgabe. Die Aufgabe ist, so schwer und kompliziert sie aussieht, spielend leicht, ja sie erfordert nicht einmal die einfachste Rechenarbeit, sondern ist ohne Bleistift und Papier sofort und im Handumdrehen zu lösen, wenn — ja wenn man sich die Aufgabe einmal näher ansieht. Denn wenn sich die beiden Züge treffen, so ist es doch selbstverständlich, daß sie beide genau gleich weit von Berlin entfernt sein müssen, gleichviel, wann und wo sie sich treffen! Das bedarf überhaupt keiner Berechnung, sondern ergibt sich aus der einfachen Überlegung, daß zwei Dinge an einem Punkte stets gleich weit von jedem anderen Punkte, also auch gleich weit von Berlin entfernt sein müssen. Der Hinweis in der Aufgabe auf den Zeitpunkt des Treffens, die Angabe der Stundengeschwindigkeit der Züge und der Länge der Fahrstrecke, alles das ist für die Lösung der Aufgabe total überflüssig und diente nur dazu, den Rätsellaster auf ein

falsches Geleise zu bringen, was bei einer solchen lustigen Eisenbahneraufgabe ja seine Berechtigung haben dürfte. Zumeist wird lange und mühselig an dieser Aufgabe herumgerechnet, und es muß schon ein „beller Junge“ sein, der den Kernpunkt der Sache sofort erfaßt und die Lösung nebst der richtigen Begründung sogleich findet. Heiterkeit verursacht dieses Resultat dann immer, und das um so mehr, je mehr an der Lösung herumgerechnet worden ist.

2. Aufgabe. Die Schnecke legt, da sie an jedem vollen Tage, wie berechnet, um 2 Meter vorwärtskommt, in 11 Tagen unzweifelhaft eine Strecke von 22 Meter zurück; also klettert sie am nächsten Tage noch 6 Meter weiter und — ist oben! Also schon in 12 Tagen statt 14 Tagen ist die Schnecke am Ziel ihrer Wünsche angelangt, ein Ergebnis, das der rein rechnerischen Lösung widerspricht.

3. Aufgabe. Diese Aufgabe wird von manchen unserer Leser als recht schwer empfunden worden sein, und tatsächlich erfordert sie auch einiges scharfes Nachdenken, wenn die Lösung gelingen soll. Aber gar so schwer ist sie nicht. Raum viel schwieriger als die andere Eisenbahneraufgabe, die wir in der vorigen Nummer als Beispiel der heiteren Rechenkunst anführten. Bei folgerichtiger Überlegung ergibt sich nämlich folgendes: Da die beiden Züge zu derselben Zeit abgefahren sind und auch die gleiche Geschwindigkeit haben, müssen sie genau in der Mitte der Strecke, also nach 400 Kilometer Fahrt, zusammentreffen. Da sie in der Stunde 50 Kilometer zurücklegen, erreichen sie den Treffpunkt nach acht Stunden. Eben solange aber hat nach der Aufgabe die Taube zu fliegen, und da diese in der Stunde 60 Kilometer zurücklegt, so hat sie im ganzen 480 Kilometer zu fliegen. War das nicht ebenfalls höchst einfach?

4. Aufgabe. Viele Leser werden hier einfach $75 \times 2800 = 210\,000$ Mark ausgerechnet haben. Das ist aber nicht richtig, denn wer so rechnet, vergißt, daß bei der Verwandlung des Königs Midas in Gold der Körper des Königs viel schwerer wird, als er vorher war, weil Gold viel schwerer, rund 19mal schwerer ist als die Substanz des menschlichen Körpers. (Man sagt: Gold hat das spezifische Gewicht 19.) Mithin war König Midas nach seiner Verwandlung entsprechend 19mal schwerer als vordem und daher auch 19mal mehr wert als der obengenannte Betrag, also 3 990 000 Mark wert.

5. Aufgabe. Der Schaden des Uhrmachers beträgt gerade 100 RM. Denn er selbst hat bei dem Geschäft zunächst 100 RM. eingenommen, nämlich die 100 RM., die ihm der gefällige Nachbar für den falschen Hundertmarkschein gab, hat selbst aber fortgegeben die Uhr im Werte von 60 RM., ferner die 40 RM., die er dem faulen Kunden bei dem Kauf noch bar herausgab, und endlich die 100 RM., die er dem Nachbar erstatten mußte,

zusammen also 200 RM., so daß er dabei 100 RM. eingebüßt hat. Man kann auch folgendermaßen rechnen: Wäre der Hundertmarkschein echt gewesen, hätte der Uhrmacher natürlich keinen Schaden gehabt; also kann sein Schaden nur so groß sein, wie der Nettobetrag des falschen Hundertmarkscheins war.

6. Aufgabe. Eine ganze Reihe von Lesern wird — zunächst wenigstens — den Personenbestand der Kompanie mit 160, andere mit 176 oder auch 177 berechnet haben. Beides ist falsch. Es sind 16 Borgefetzte vorhanden, und da die Zahl der Untergebenen zehnmal so groß ist, so beträgt diese 160. Zu diesen gehören auch die Leutnants und Unteroffiziere, die zwar Borgefetzte, zugleich aber auch Untergebene des Hauptmanns sind und daher nicht extra gerechnet werden dürfen. Der einzige innerhalb der Kompanie, der nicht Untergebener ist, ist der Hauptmann, mit dem also der

Personenbestand der Kompanie 161 beträgt.

(Schluß folgt.)



Fünzig Jahre Thomasmehl.

Fast auf den Tag sind es fünfzig Jahre her, daß eine in ihren Folgen damals unübersehbare Erfindung zum ersten Male in der Praxis durchgeführt wurde: es wurde der erste Stahl erzeugt nach dem Verfahren des Engländers Sidney Gilchrist Thomas.

Thomas war ein kleiner Polizeibeamter in London und hatte in seiner Jugend ein Buch gelesen, aus dem ihm ein Satz im Gedächtnis blieb. Dieser Satz lautete ungefähr: „Wem es gelingt, den für die Stahlherstellung schädlichen Phosphor im Roheisen zu entfernen und ihn gleichzeitig für die Landwirtschaft nutzbar zu machen, der wird ein Wohltäter der Menschheit sein.“ In seinen freien Stunden widmete sich Thomas dem Studium der Chemie, und es gelang ihm tatsächlich, das gesteckte Ziel zu erreichen, und zwar im Mai 1879. Ein Jahr vorher hatte er einen Vortrag in der Königlich Wissenschaftlichen Gesellschaft gehalten, worin er über seine Erfindung berichtete. Er hatte gedacht, man würde ihn auslachen, aber es kam viel schlimmer: man nahm überhaupt keine Notiz von seinem Vortrag.

Im gleichen Jahre wie in England, am 22. September 1879, wurden ohne Verabredung in zwei deutschen Werken zugleich die ersten Chargen Thomasstahl erblasen. Es waren dies die Werke: Rheinische Stahlwerke, Ruhrort, und Hördter Bergwerks- und Hüttenverein, Hörde, die jetzt beide zu den Vereinigten Stahlwerken gehören.

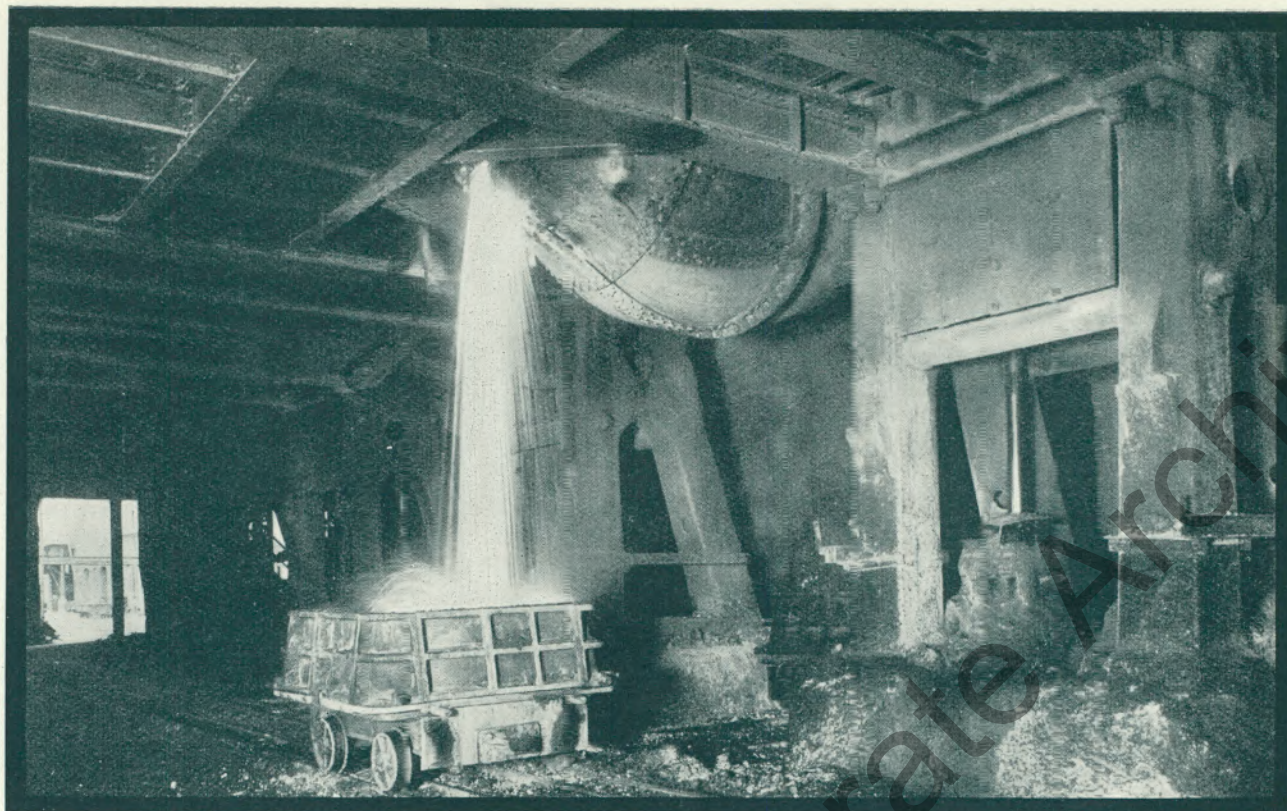
Damit beginnt das Aufblühen der deutschen Stahlindustrie. Wenn es auch später gelang, außerdem durch andere Verfahren den Phosphor aus dem Roheisen zu entfernen, so gebührt doch dem Verfahren nach Thomas das Verdienst, den ersten Aufstieg der deutschen Eisenindustrie veranlaßt zu

haben. Es ist tatsächlich gelungen, den damals stärksten wirtschaftlichen Gegner Deutschlands, England, in der Stahlherstellung auf den zweiten Platz zu bringen. Nachfolgende Zahlen sind dafür von Interesse:

Roheisenerzeugung in	Deutschland	England
1880	2 730 000 t	7 800 000 t
1909	12 900 000 t	9 800 000 t
1913	19 309 000 t	10 260 000 t
1928	11 804 000 t	6 717 000 t

„Durch das Diktat von Versailles sind die Zahlen von 1928 gegen 1913 wesentlich zurückgegangen, da große Teile des eisenzeugenden Gebietes an Frankreich gefallen sind. Trotzdem steht auch heute Deutschland noch an erster Stelle in Europa und kommt wesentlich vor England in der Menge des erzeugten Roheisens.“

Verhältnismäßig größere Schwierigkeiten als die Stahlherstellung nach dem Thomasverfahren bereitete die Verwendungsmöglichkeit der bei dem Prozeß anfallenden Schlacke, der sogenannten Thomaschlacke. Als sich Schlackenberge um die Werke anhäuften, mußte man dringend auf Abhilfe sinnen, um diese lästige Beigabe loszuwerden. Zuerst versuchte man die Thomaschlacke mit Schwefelsäure zu behandeln, um sie so aufzuschließen, wie das beim Superphosphat der Fall ist. Das war aber vollkommen unrentabel, da viel zu große Mengen Schwefelsäure im Vergleich zu der erzielbaren Phosphorsäure verbraucht wurden. Dann entdeckte man, daß die Thomaschlacke auch direkt wirksam war. Nur mußte sie vermahlen werden. Das hat in den ersten Jahren den Stahlwerken viel Kopfschmerzen bereitet. Die Mühlen



Das Abgießen der Thomaschlacke im Stahlwerk.

üblicher Bauart, in denen man die Schlacke vermahlen wollte, gingen restlos entzwei, da die harte Schlacke sich kaum vermahlen ließ und die dabei vorkommenden Eisenstücke die Mühlsteine zerstörten. Man wollte das Ganze schon aufgeben, bis man auf den Gedanken kam, Kugelmühlen zu verwenden. (Kugelmühlen sind solche, bei denen ein rotierender Körper zum Teil mit Stahlkugeln gefüllt ist. Durch das Drehen des Stahlkörpers fallen die Stahlkugeln auf die zu zerkleinernde Masse und zertrümmern sie. Die Staubteile werden abfiltriert oder abgeseugt.)

Auf diese Weise entsteht aus der Thomaschlacke das Thomasmehl.

Mit der Einführung des Thomasmehls in den landwirtschaftlichen Betriebsbeganneinganz neues Aufblühen dieses ungeheuer wichtigen Zweiges unserer Volkswirtschaft. Bis dahin gab es hauptsächlich

Superphosphat, das aber zu einem so hohen Preis gehandelt wurde, daß nur wenige Betriebe sich den Luxus einer Phosphorsäuredüngung gestatten konnten. Das Thomasmehl trat als Preisregler auf und bewirkte, daß weite Kreise Phosphorsäure benutzen konnten. Es ermöglichte vor allem die

Inkulturnahme von Flächen, die bisher zum Anbau von landwirtschaftlicher Kulturpflanzen überhaupt nicht geeignet waren. Aus den Heide- und Moorflächen wurden fruchtbare Getreidefelder, saftige Wiesen und Weiden. Wo Ackerbau und Viehzucht ihren Mann nur kümmerlich ernähren konnten, entwickelte sich eine blühende Landwirtschaft.

Deutlich ist das Aufblühen der deutschen Landwirtschaft am steigenden Thomasmehlverbrauch zu erkennen:

	1900	1913
Thomasmehlverbrauch	18 Mill. Zentner	48 Mill. Zentner
Ernteerträge	Roggen ... 14,4 dz je ha Weizen ... 18,7 dz je ha Kartoffeln . 126,1 dz je ha	19,4 dz je ha 24,1 dz je ha 157,1 dz je ha

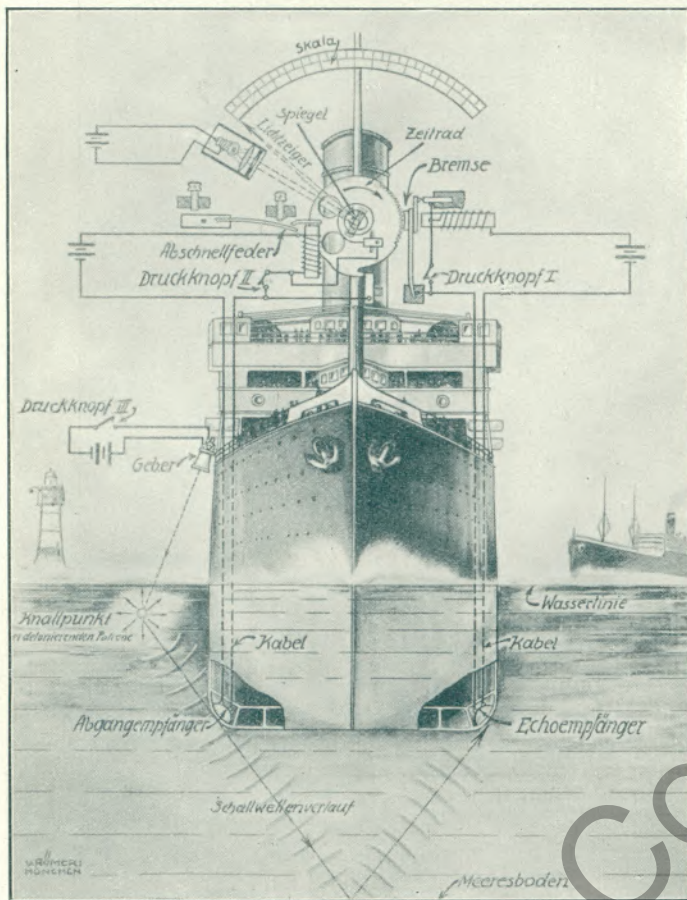


Die Wirkung einer Düngung mit Thomasmehl.

Bis in die neueste Zeit hat die Beliebtheit des Thomasmehls zugenommen. Landwirtschaft wie Gartenbau, Grundbesitzer, kleiner Bauer und Kleingärtner schätzen den Wert einer Thomasmehldüngung. In dem um 16 % verkleinerten Deutschland war im Jahre 1928 der Verbrauch an Thomasmehl größer als im alten Deutschland von 1913.

Höhen- und Tiefenmessungen mit dem Behmloot.

Von Ingenieur Botho von Römer, München.



Behm-Echolot zur Messung der Meerestiefe.

Rechts:

Behm-Echolot zur Höhenmessung
vom Luftschiff aus.



Während man früher zur Messung von Meerestiefen ausschließlich auf Handlotung mit Draht und Senfblei angewiesen war, ist es in neuester Zeit gelungen, eine neuartige Meßmethode, die sogenannten Echolotmessungen, einzuführen. Der Erfinder dieses neuartigen Systems ist der bekannte Physiker A. Behm, dem es in langjähriger rastloser Arbeit gelungen ist, dieses neue Verfahren zu einer ausgezeichneten Vollkommenheit auszubauen. Unsere Abbildung 1 zeigt die Anwendung des Behmlootverfahrens zur Tiefseemessung. Die Lösung des Echolotproblems gelang erst dadurch, daß Behm den Schallschatten, den der Schiffskörper wirft, dazu benutzte, den Echoempfänger vor der direkten Einwirkung des Schallsignals zu schützen. Die Wirkungsweise des Behmlootverfahrens ist aus der Abbildung 1 deutlich zu ersehen. Es wird auf der einen Seite des Schiffes mittels einer Lotpatrone ein Schallsignal angegeben, das in seiner Einwirkung auf den auf der anderen Seite des Schiffskörpers befindlichen Echoempfänger durch das Schiff selbst abgeschirmt ist. Dadurch ist es möglich geworden, auch geringe Wassertiefen zu messen. Für die Messungen wird als Schall die Explosion einer kleinen Patrone verwendet. Nach Abschluß der Patrone erfolgt die Explosion durch einen Zeitzünder erst in 1 bis 2 Meter unter dem Wasserspiegel. Die Schall-

wellen, welche zunächst auf den sogenannten Abgangsempfänger treffen, pflanzen sich durch das Wasser bis zum Meeresgrund fort, werden von dort aus zurückgeworfen und erreichen den Echoempfänger. Durch den Behmzeitmesser ist es gelungen, die Zeit vom Vorbeigang der Schallwelle am Abgangsempfänger zum Eintreffen im Echoempfänger einwandfrei zu messen und sichtbar zu machen. Die verstrichene Zeit kann dann an einer Skala, welche direkt in Tiefen- oder Höhenmetern geeicht ist, sofort abgelesen werden. Der Erfolg der Tiefseemessungen durch das Echolot führte Behm auch zur Anwendung des Echolotes für die Luftfahrt zur Höhenmessung. Abbildung 2 zeigt die Abwendung des Behmlootes vom Luftschiff aus. An einem Fenster der Führergondel ist der Geber befestigt, von dem aus die Patrone abgeschossen wird. Der Knallpunkt ist deutlich erkennbar gemacht. Die Schallwellen gehen wiederum vom Abgangsempfänger zum Erdboden, werden von dort aus zum Echoempfänger zurückgeworfen. Es ist Behm gelungen, auch für Höhenmessungen im Flugzeug eine Methode auszubilden, die durch Echozeitmessung eine außerordentlich schnelle Bestimmung der Flughöhe fast bis auf Null herunter mit einer Genauigkeit von 10 Zentimeter erhält.

OZEANIA

von HANS RICHTER

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung. Copyright 1928 by Ernst Reils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin.

13

Wie das Gerippe eines urzeitlichen Fabeltiers lag das neue Luftschiff in der großen Halle am Bodensee. Zuerst waren die Ringe montiert und aufgerichtet worden, fast war die Halle zu niedrig, um den Riese-körper aufzunehmen, dann zogen sich Längsverbindungen von einem Ring zum anderen, Verspannungen, Streben, Netzgespinste darüber, Kabel, Laufgänge durch die ganze Länge des Schiffes, steil aufsteigend zum Heck und zur Spitze, Bohrlänggänge zweigten sich zu den Seitengondeln ab. In schwindelnder Höhe unter dem Dach, im zukünftigen Führerstand, in den Aufenthaltsräumen der Passagiere, überall lebten Monteure. Rufe, die von der riesigen Halle fast verschluckt wurden, Hammergetöse und dazwischen ab und zu das Zischen eines Sauerstoffgebläses. Seit Wochen arbeitete das Bodenseewerk mit Überstunden, und doch verschlang das Ungeheuer alle Menschenkraft, als wehre es sich gegen die ihm aufgezwungene Eile.

Direkt unterm Dach kletterten zwei Monteure an dem Treffpunkt einer Längsstrebe mit einem der Ringe. Die Sicherheitsgürtel hatten sie zwar um den Leib geschnallt, die Haken aber nicht eingehängt. Lange Gewohnung an die schwindelnde Arbeitsstelle hatte sie gegen die Gefahr gefühllos gemacht.

Unten stakete der lange Ingenieur Baumeister durch die Halle. Jedes Kind in der Stadt kannte ihn, die kleinen Ladeninhaber rückten die Mütze, wenn er mit seinen unendlichen Beinen die Straße daherkam, und die Kellnerin im Bichhorner Hof wußte, ohne daß er etwas zu sagen brauchte, welchen der

Bodenseeweine er trinken wollte und welche Zeitung er las. Baumeister schien es nie eilig zu haben und war durch niemand und nichts aus der Ruhe zu bringen. Jede seiner Bewegungen war langsam und gemessen, nur die Länge seiner Gliedmaßen sicherte ihm stets eine angemessene Geschwindigkeit.

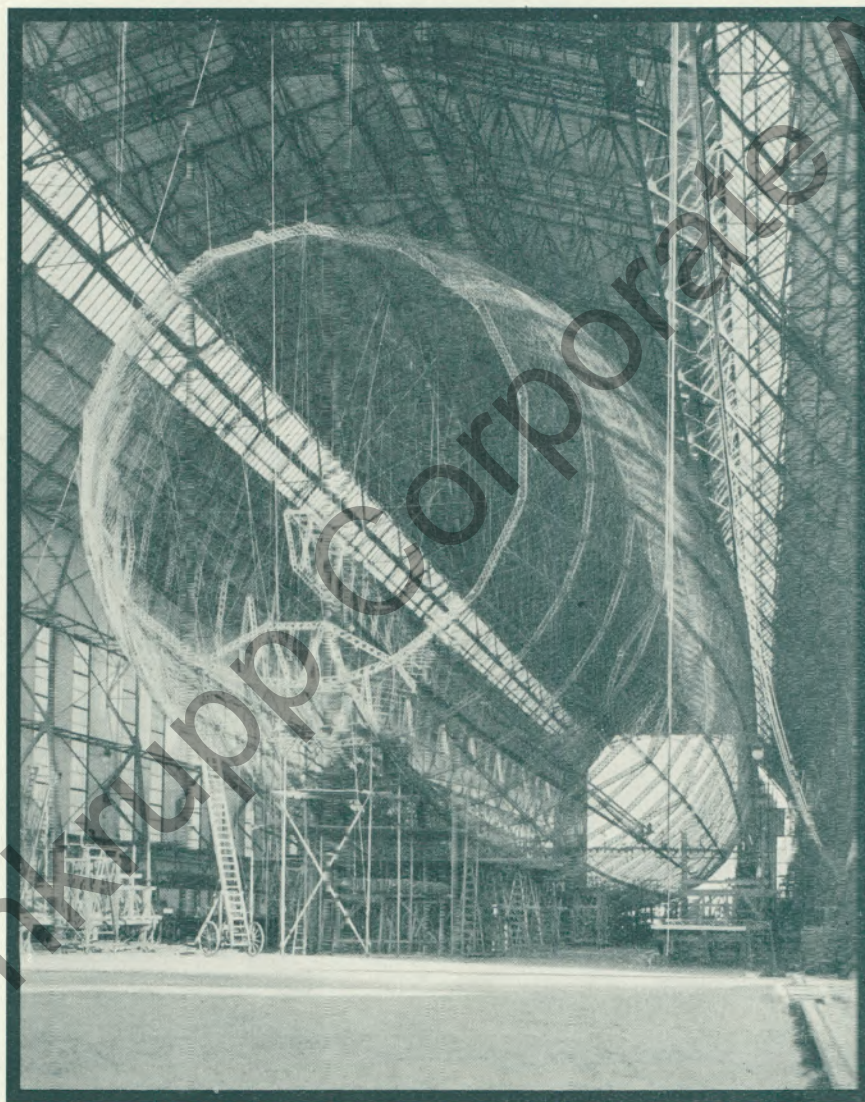
5. Fortsetzung.

In den Jahren, in denen die Bautätigkeit notgedrungenerweise hatte ruhen müssen, war er unzufrieden und mißmutig durch Stadt und Werk gelaufen, und wenn man von ihm eine Zeichnung für irgendeinen Gebrauchsgegenstand verlangt hatte, den das umgestellte Werk herstellte, hatte er ein Gesicht gemacht, das seine ganze Nichtachtung ausdrückte. Und jeden Abend hatte er in seinem Arbeitszimmer über der Seepromenade gegessen, hatte die Berichte der Hamburger Wetterwarte studiert, auf Seekarten herumgezirkelt und Zeichnungen und Profile angefertigt, die er am anderen Morgen wütend in eine Kiste in der Ecke schleuderte, in der sie neben vielen anderen ruhten.

Seit wieder gebaut wurde, war er wie umgewandelt. An demselben Morgen war er bei dem Professor gewesen und hatte ihm einen Paß Zeichnungen auf den Tisch gelegt. — „Mit Benzinmotoren ist die Luftfahrt nicht mehr zu machen.“

Der kannte die lapidare Art seines Mitarbeiters, für dessen Behandlung man nun einmal eine besondere Gebrauchsanweisung brauchte. „Also reden Sie!“

„Mit Gas!“ Ein System von Blättern zeigte die Umstellung des Motors auf den neuen Brennstoff. Aber ehe sich



Lichtbild: Luftschiffbau Zeppelin.

Wie das Gerippe eines urzeitlichen Fabeltiers...

Gerippe des L.Z. 127 fertig bis auf die Bugkappe und Heckspitze.

Udenhof in das eine vertiefen konnte, flogen ihm andere Zeichnungen auf den Tisch. „Ich verstehe überhaupt nicht, warum noch kein Mensch auf die Idee gekommen ist. Liegt doch auf der Hand! Da, die Fahrkurve nach Amerika! Erst einmal voll belastet, so lange geht das ja ganz gut, und der Krafte schleppt sich tot an Benzin. Ist ja nicht unser Buckel. Aber dann — steigt und steigt, also abblasen.“ Er machte ein trauriges Gesicht. „Das gute teure Traggas! Immer wieder 'rauf und immer wieder 'runter. Ich hab mir das ausgerechnet, dreißig Tonnen Benzin. Als wenn das nichts wäre! Also man teilt die ganze Geschichte in der Mitte, oben kommen die Zellen mit dem Traggas hin und unten das Betriebsgas. Ist kaum schwerer als die Luft, also keine Belastung. Dafür können wir ein paar Menschen und ein paar Postfächer mehr mitnehmen.“

Die Berechnungen waren in den Büros nachgeprüft worden, Modellversuche hatte man angestellt, ein paar Verbesserungen noch, aber im allgemeinen hielt man sich bei dem Neubau an das Baumeistersche System. Und der selbst war der letzte, der aus seiner Erfindung eine besondere Sache machte. Nur wenn er jetzt an schönen Herbstabenden nach dem Bau mit seiner Frau an dem See entlangging, dann grübelte und rechnete er nicht mehr andauernd, sondern fand wohl sogar einmal Zeit, einen Blick auf die glitzernde Weite zu werfen. Bis ihm etwas Neues einfiel und er wieder versank.

„Müller!“

„Ja wohl, hier!“

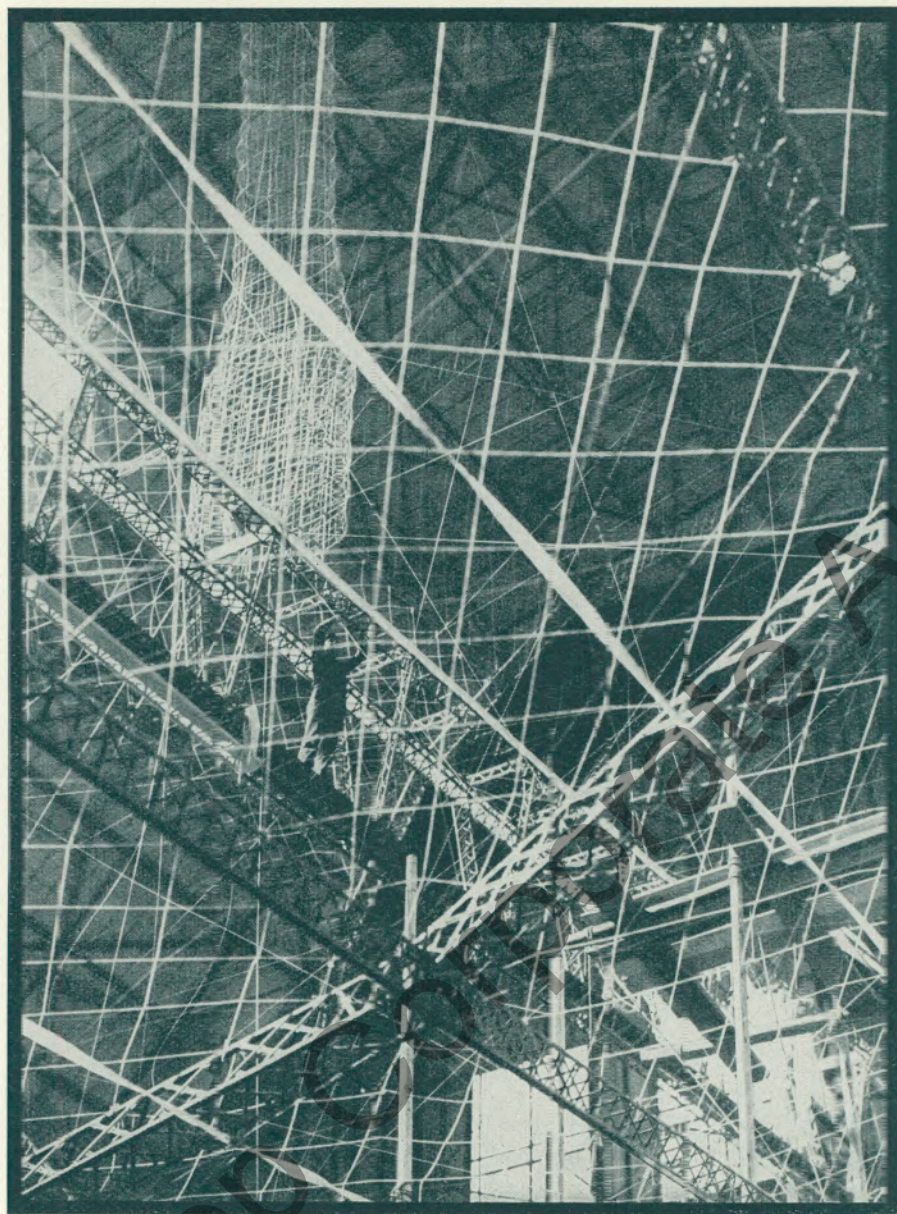
„Ihr Himmelhunde sollt euch einhängen, wenn ihr da oben 'rumpöfert. Nachher denkt ihr, ihr seid zu Hause bei Mätern auf dem Sofa, fallt 'runter und ruiniert mir die ganzen Verspannungen, von der Unfallversicherung gar nicht zu reden.“ Er kletterte gewandt an der Strickleiter empor und prüfte die Arbeit.

„Sie haben ja auch keinen Ring mit, Herr Ingenieur.“

„Kennen Sie die Geschichte von Jupiter und dem Ochsen?“

„Ne, Herr Ingenieur!“

„Hab' ich mir gedacht. Na, wie ist denn das hier — Ver-



Lichtbild: Luftschiffbau Zeppelin.

„Ihr Himmelhunde sollt euch einhängen, wenn ihr da oben 'rumpöfert...“
Oberer Laufgang mit Gasabführungschacht.

stärkungen — ist ja gar nicht nötig.“

„In der Bauzeichnung steht's.“

„Hergeben!“ Er sah interessiert nach unten. „Wer kriecht denn da im Laufgang herum?“

„Das ist doch der Professor, der soll eigentlich erst morgen kommen.“

„Da muß ich doch gleich —“ Baumeister glitt mehr als er stieg die Strickleiter hinunter und plumpste dicht vor Udenhof durch den Gaschacht auf den Laufgang. „Grüß Gott, Herr Professor!“

„Hallo, hier ist kein Tanzsaal, werfen Sie mich nicht gleich herunter“, das Brett war schmal und immer noch fünf Meter freier Raum unter ihnen.

Baumeister schützelte Udenhofs Hand ruhig weiter. „Alles in Ordnung drüben?“ er machte mit dem Kopf eine Bewegung in der Richtung, in der er sich Amerika dachte.

„So rasch geht's nicht.“

„Was wollen die Leute denn, sollten doch froh sein, wenn wir zu ihnen fahren. Oder sollen etwa wieder Mittheimer fabriziert werden?“

„Nein, gefahren wird.“

Das genigte ihm. Kurz und knapp setzte er den Professor über den Stand der Arbeiten in Kenntnis. Der Rohbau war fast fertig, ganz oben war schon mit dem Überspannen der Außenhaut begonnen worden, und die Firma, die die Gaszellen zu liefern hatte, hatte den Versand bereits angekündigt.

„Ge senheim kommt wieder“, sagte der Professor.

„Na, erlich!“ Erstauntsein gehörte nicht zu den Baumeisterschen Angewohnheiten. „Haben Sie den drüben getroffen?“

„Er schreibt bereits einen langen Bericht heute.“

Den hatte Udenhof in seinem Büro vorgefunden. Argentinien hatte sich endlich bereit erklärt, einen Mast draußen auf dem Militärflugplatz zu bauen und ihn zur Verfügung zu stellen. Vorläufig kostenlos, schrieb Geisenheim, und die brasilianische Regierung hatte das gleiche für Rio de Janeiro zugesagt. Die Frage der Konzessionserteilung an die französische Fluggesellschaft war vorläufig noch hinausgeschoben. Ich habe viele Widerstände zu überwinden, stand in dem Brief zu lesen, eine Clique arbeitet gegen uns, aber sie ist nicht zu

greifen. Alvarez ist bald nach Ihnen nach Spanien zurückgereist, und um etwas Greifbares zu erreichen, habe ich dem Chef der Franco-Argentinien einen Besuch gemacht, bin sehr höflich empfangen worden und bin so flug wie vorher.

„Die Motoren stehen auf dem Bremsstand,“ sagte Baumeister, „wollen Sie sie sehen?“

Udenhof mußte zuerst einmal wieder von allem Besitz ergreifen. Die alltäglichen Arbeiten im Büro hatten Zeit, der erste Tag gehörte dem neuen Schiff. So fuhr er in die Motorenfabrik.

In der Halle standen zwei der großen Luftschiffmotoren oben auf dem Bremsstand, rasten wie toll und vollführten einen ohrenbetäubenden Lärm. Der Werkmeister, dem auch auf der Fahrt die Motorengondeln unterstanden, war dicht neben den einen getreten und horchte.

„Läuft ungleich.“ Und während der Monteur die Maschinen abstellte, um die Fehlerquelle zu suchen, trat er auf Udenhof zu. „Davon sollten wir gleich ganze Serien herstellen, Herr Professor, der Goopferdige Typ ist richtig, mit dem können wir fahren.“

Fahren, das war überhaupt das einzige Wort, das in dem Bodenseewerk noch Geltung hatte. Jeder, der bereits für die zukünftige Besatzung in Aussicht genommen war, trug den Kopf besonders hoch, und die das noch nicht erreicht hatten, suchten sich bei den maßgebenden Stellen irgendwie bemerkbar zu machen, um doch vielleicht noch einen Posten zu ergattern.

„Was macht die Frau, Krüger?“

Der lachte. „Die erwartet, Herr Professor, ich denke, es wird noch zur Welt kommen, ehe es bei uns losgeht.“

„Und da wollen Sie wirklich mit?“

„Erst einmal schreien kleine Kinder immer, und man kann sie doch nicht beruhigen, Herr Professor, das ist Weiberkram. Und dann, wer soll denn die Wache bei den Motoren gehen, wenn ich's nicht tue? Wissen Sie noch, damals in Berlin, am Abend angekommen, Pleuelstange kaputt — und am anderen Morgen soll's wieder losgehen. Das dürfen Sie mir nicht antun, Herr Professor, damals haben wir die ganze



Nichtbild: Luftschiffbau Zeppelin.

Beginn des Füllens der im Innern des Aluminiumgerippes liegenden Traggaszellen.

Oben sind deutlich die durch das einströmende Gas aufgeblähten Zellen erkennbar.

gen, wenn du da wärest.“ — „Baumeister kann bis morgen warten.“

Sie sah ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hatte, aber sie wußte, daß er ohne Frage am leichtesten sprach. So saß sie ihm geduldig am Abendisch gegenüber, sorgte nur dafür, daß das Mädchen so kurze Zeit wie möglich im Zimmer blieb, denn Bedienung liebte er nicht, und bereitete ihm nach dem Essen in seinem Zimmer den Kaffee.

Erst nach langer Zeit fing er an zu reden. „Hast du das Bild gesehen, das die Hilde Geisenheim von mir aufgenommen hat?“

„Ja, Ernst.“

„Na, und?“

„Es gefällt mir, die Auffassung ist eigenartig, es ist keine landläufige Photographie, es ist mehr. Ich möchte es eigentlich ein Porträt nennen, ein Kunstwerk, dem man den technischen Ursprung nicht ansieht.“

„Ich habe mir das Bild auch lange angesehen, Hede, und weißt du, was ich gefunden habe: ich bin alt geworden.“

Sie schwieg.

„Man merkt es nicht, wenn man sein ganzes Leben lang

Nacht gearbeitet, und am andern Tage hat keiner nichts gemerkt. Und jetzt erst bei den neuen Maschinen — nee, nee. Mit der Laufe warten wir natürlich, bis ich zurückkomme.“

Der Motor war wieder angesprungen und raste von neuem.

„Die anderen nehme ich morgen auf die Bremsen“, schrie der Werkmeister, aber der ungeheure Lärm riß ihm die Worte vom Munde.

Erst am späten Abend hielt Udenhofs Auto vor der Villa, die er sich außerhalb der Stadt direkt am See gebaut hatte. Der Hund sprang an ihm empor, während er durch den Garten ging, und Frau Hedwig erwartete ihn an der Haustür.

„Baumeister hat schon wieder angerufen, Ernst, er will heute abend noch zu dir kommen.“

„Und was hat ihm mein Hausdrache geantwortet?“

Über das feine Gesicht Hedwig Udenhofs huschte ein lautes Lächeln. „Ich habe dir nicht vorgreifen wollen und ihm gesagt, er solle anfragen, wenn du da wärest.“

im Trotz ist, wenn man immerzu nur im Dienst einer Sache steht.“

„Aber einer großen Sache, Ernst.“

„Ja, Hede, aber eben weil's eine große Sache ist, weil sie sich langsam entwickelt und weil man sich nach einem Menschenalter sagen muß, daß man immer noch in den Anfängen steht, deshalb frißt es an uns. Ich hab' nicht daran gedacht in den letzten Jahren, ich habe ja gar keine Zeit dazu gehabt. Und da kommt so ein Mädel, jung, ganz jung, photographiert einen und hält einem das eigene Ich wie einen Spiegel vor die Nase.“ — „Wo war es denn?“

Er verstand sie. „In Berlin war's, da haben wir zusammen-geessen, ich und das Mädel. Und haben von Gott und der Welt geredet. Und da ist es plötzlich aufgewacht, weist du, so als wenn einem unerwartet ein Vorhang vor den Augen weggezogen wird: die Jugend heute denkt anders, als wir gedacht haben. Und weil wir nicht mehr recht mitmachen können, deshalb sind wir eben alt.“

Hedwig Udenhof sah ihn ruhig an. „Man muß auch alt werden können, Ernst.“

„Ja, wenn man —“ er schwieg. Es war sein Schmerz, daß ihre Ehe kinderlos geblieben war. Aber er wollte die Gefährtin so langer Ehejahre nicht einmal mit einem Gedanken kränken. „Für's alte Eisen bin ich noch längst nicht reif, aber einen Nachfolger will ich mir erziehen.“

„Geisenheim?“

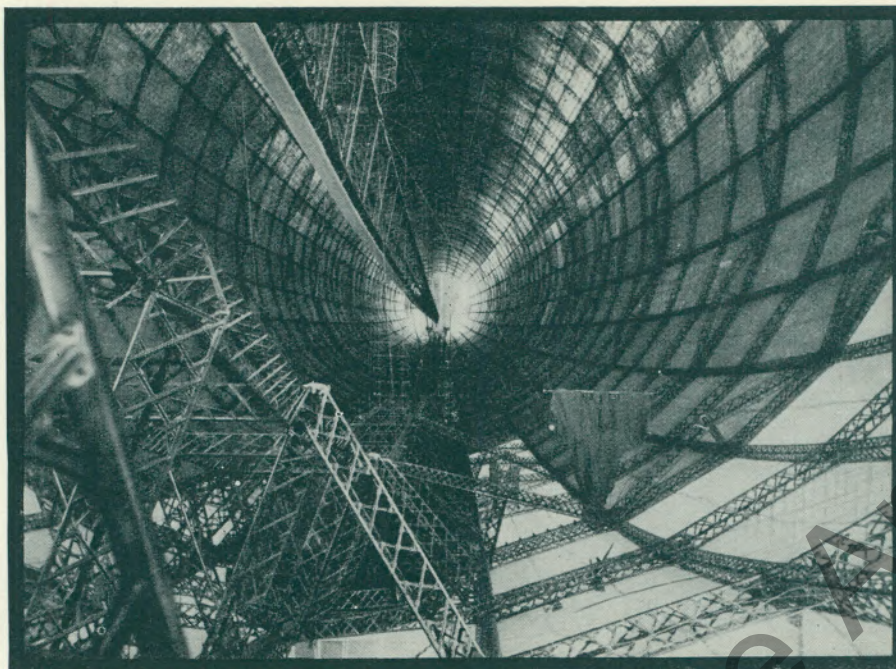
„Ja, Geisenheim. Wir haben genug tüchtige Leute im Werk, aber so wie Geisenheim sind sie alle nicht. Du weißt ja, daß es genug Leute gibt, die nach dem Kriege Menschen und Dinge nicht mehr begreifen können. Besonders die Jugend nicht. Na, und die ist inzwischen zur Tagesordnung übergegangen, manchmal rücksichtslos, aber Jugend ist immer rücksichtslos, das ist ihr gutes Recht; manchmal ist sie auch zu weit gegangen, na, das pendelt zurück. Zuerst habe ich über Geisenheim ja auch geschimpft, als er Hals über Kopf auswanderte, jetzt begreife ich ihn eher. Er ist immer ein anständiger Kerl gewesen, und das ist er drüben auch geblieben. Gibt genug, die da vor die Hunde gegangen sind. Jedenfalls weiß ich's jetzt, bauen werde ich das neue Schiff wohl, aber führen soll er es.“

Sie lächelte. „Du bleibst doch nicht zurück, Ernst?“

„Habe ich das gesagt? Natürlich fahre ich mit, aber als Passagier. Wir haben zuviel gearbeitet und haben dabei vergessen, daß der Nachwuchs auch an die Reihe kommen muß.“

„Und was hat das alles mit deinem Bild zu tun, Ernst?“

„Sieh mal, das junge Ding, die Hilde Geisenheim meine ich, die denkt so, wie die Menschen heute denken. Frei und selbstbewußt, mir scheint, den Motor haben wir Alten wohl erfunden, aber den Menschen, der so denkt und handelt, wie



Lichtbild: Luftschiffbau Zeppelin.

Innenaufnahme des Schiffes vor Einbau der Traggaszellen.

es das technische Zeitalter verlangt, den verstehen wir nicht mehr. Geisenheim steht zwischen uns und ihnen, er ist das natürliche Bindeglied, scheint mir.“

„Du bist ja noch gar nicht alt, Ernst.“

„Nanu?“

„Solange man sich noch mit solchen Problemen herum-schlägt, ist es erträglich.“ Sie legte ihre Hand auf die seine. „Ich glaube, Geisenheim wird dir hier jetzt mehr nützen als in Amerika.“

„Ich habe ihm auch schon telegraphiert, daß er seine Geschäfte abwickeln und heimkommen

soll“, gestand der Professor. — „Und wenn er da ist, laden wir uns die Künstlerin, die meinen Mann so aus der Fassung gebracht hat, einmal auf ein paar Wochen an den Bodensee ein und wollen sehen, ob wir zum Umdenken wirklich zu alt geworden sind“, schlug sie vor.

Der Professor rauchte befriedigt. „Das wollen wir tun, Hede.“

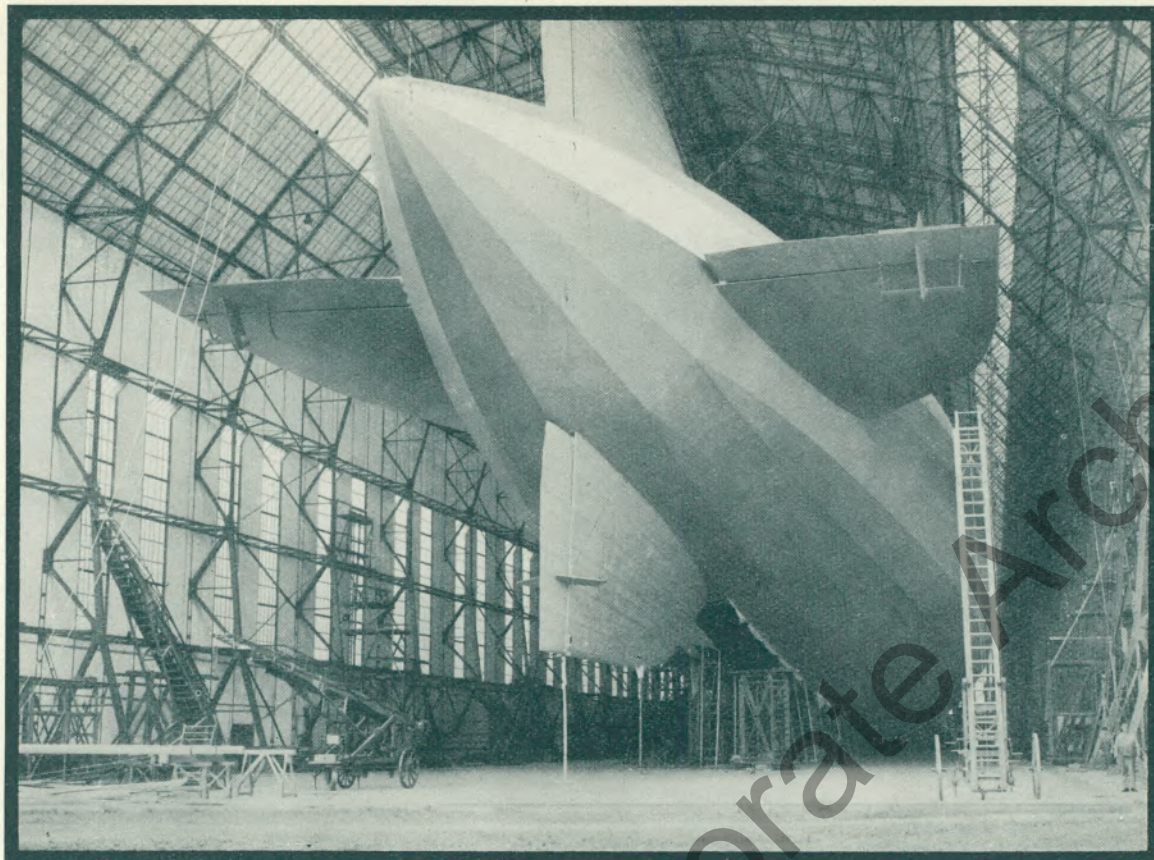
14

An der Ecke von Plaza Mayo stieß Geisenheim, gerade als er von einer Konferenz mit dem argentinischen Militär-flugeheer kam, mit Loffen zusammen. Der stußte zuerst, machte eine unwillkürliche Bewegung, als ob er ausbiegen wolle, blieb dann aber stehen und streckte ihm die Hand entgegen.

„Grüß Sie Gott, Geisenheim.“

„Sie sind der letzte, den ich hier erwartet habe.“

„Bin schon seit ein paar Tagen in Buenos Aires — geschäftlich.“ Er machte eine Pause. „Ach was, unter uns Pastorenmadeln können wir ruhig offen reden; also die Geschichte mit mir und dem Delta ist aus.“ Und ehe Geisenheim weiter fragen konnte: „Sie wissen ja, die erste Nacht damals, das war großartig, das war ein Erlebnis, aber immer wieder Tag und immer wieder Nacht. Die Arbeit, nein, die ist's nicht gewesen, die hat mir Freude gemacht. Den Rudorf haben sie ja bald aus dem Spital entlassen, und eines schönen Tages war er da. Wir, die Frau Lore und ich, hatten das Haus indessen schon wieder aufgebaut und das Ärgste weg-geräumt. Ganz manierlich sah's aus, wirklich. Und im Garten und draußen auf dem Camp, da war der erste Eindruck auch schlimmer, als es sich später herausgestellt hat. Die Frau würden Sie nicht wiedererkennen, alles Blasse und Hinfällige fort, anfassen kann die wie ein Mann, und Energie hat sie für den ihrigen gleich mit. Damit hapert's nämlich bei ihm. Ich sehe die beiden noch vor mir, wie sie das erstemal wieder auf ihrem Camp herumgelaufen waren, er noch blaß von der Epitalluft, und sie vergnügt und munter — anders habe ich sie eigentlich die ganze Zeit nicht gesehen. Na, sie kamen zu mir in meine Autokiste und machten ihren Zutrittsbesuch. Und wenn er irgendetwas mit seinen Epitalaugen ansah, dann hielt sie ihm 'ne rosarote Brille vor. Und wirklich, zwei Tage später ging's. Da haben wir Schößlinge in den Boden ge-



Seitenansicht des fertigen L. Z. 127.

Lichtbild: Luftschiffbau Zeppelin.

setzt und einen Pappelwald gegründet, ich sage Ihnen, wenn nicht noch einmal solche Marea kommt, dann werden die Leute Millionäre, ob sie wollen oder nicht. Gearbeitet haben wir zusammen, gegessen haben wir zusammen, und am Abend bin ich dann in meine Kiste gekrochen, sogar ein Zaun war schon drum herum und ein Garten, und am Wasser hat sie auch gelegen. Eigentlich fürstlich. Schwarze Bohnen und Manioka haben wir ja jeden Tag gehabt, na, ich hab' mir sagen lassen, daß es Menschen gibt, die das ihr ganzes Leben lang essen. Aber die Nächte! Todmüde sind Sie und können nicht schlafen, weil die Einsamkeit drückt, dann kriechen Sie heraus, sehen den Sternhimmel an und die Leuchtkäfer, und gäben was weiß ich darum, wenn nur eins davon zur Bogenlampe würde. Oder wenn Sie wenigstens ein erleuchtetes Fenster sehen könnten."

"Also Stadtweh?"

"Das ist's wohl. Wenn man so lange auf dem Pflaster und zwischen Steinklößen gelebt hat, dann ist man für den Camp verloren. Angefangen hat's schon sehr bald, aber ich habe mich einen krummen Hund geschimpft, hab' die Zähne zusammengebissen und hab' weitergearbeitet. Lieber ein bißchen mehr, weil ich gedacht habe, dann verschläfft du es. Ich hab's nicht verschlafen, immer wieder ist's gekommen, und die Frau Lore, ein Prachtweib ist sie, sag' ich Ihnen, die hat's mit angesehen. Und als wir wieder einmal auf allen vieren auf dem Camp herumgekrochen sind und Pappelwälder gegründet haben, da hat sie mich gefragt:

"Ob Sie mal nach Buenos Aires fahren, wir könnten das und das und das brauchen —"

Nein, hab ich gesagt.

"Ob's nicht vielleicht doch besser wäre?"

Da bin ich aufgestanden. 'Frau Lore,' hab' ich gesagt, 'man soll Menschen nicht in Versuchung führen.'

'Vielleicht vergeht's', hat sie gemeint.

Dann haben wir wieder ein paar Tage weitergearbeitet. Und dann ist vorn an der Polizeistation, wissen Sie, da wo der fahrbare Flußarm vorbeigeht, unserer ist immer noch rettungslos verkrautet, da ist der Händler gekommen, der die ganzen Geschäfte im Delta macht. Wenn erst mal die Pappeln Holz sind, dann kauft der sie. Na, und was sonst noch so zu handeln ist. Also mit dem hab' ich wegen Nägeln gesprochen und wegen Fleisch, die schwarzen Bohnen und Manioka hab' ich nicht mehr sehen können.

'Sie sind doch kein Mensch fürs Delta', hat der gesagt.

Und ich: 'Warum nicht?'

'Weil Sie kein Mensch dafür sind.'

Na, so gerade geistreich ist das nicht gewesen, aber wenn Sie was gern hören mögen, dann rebelliert's, wenn ein Kerl so ein dummes Geschwätz macht. Und in mir hat's rebelliert. Schließlich ist er heraus mit der Sprache. Er ist Argentinier und braucht für die vielen Deutschen im Delta einen Deutschen. Zum Reisen und für das Büro hier in Buenos Aires. Sperrholz macht er da und Eierkisten. Und bei dem bin ich nun."

"Und die Rudorfs?" wollte Geisenheim wissen.

"Ich glaube, die sind ganz froh, daß sie mich los sind. Be-teiligt bin ich an dem Geschäft natürlich, denn mein Geld kann nirgends besser arbeiten, und der Patron hier hat meine Taler nicht haben wollen. Meine Villa steht auch noch, und wenn ich wieder hinkomme, hab' ich ein eigenes Wochenendhaus im Delta."

"Und jetzt sind Sie zufrieden, Lossen?"

"Froh bin ich, daß ich wieder Pflaster unter den Füßen habe, Benzinluft atme. Die Stenzer hat mich aufgenommen wie den verlorenen Sohn. Zuerst Sie fort, dann ich, und jetzt geht das Frauenzimmer, die Conja, trotz der schönen Einrichtung, auch nach Europa. Wissen Sie übrigens, daß die geheiratet hat?"

„Ich war sehr beschäftigt in den letzten Wochen.“

„Weiß ich, weiß ich, Sie haben's geschafft, Sie waren überhaupt keiner von denen, die hier unter die Räder kommen. Aber die Sonja auch nicht, wenni auch in ganz anderer Weise. Also Ein ist der Glückliche, Oppenheim heißt er übrigens, kein Mensch hat gewußt, daß er auch 'nen Nachnamen hat. In Montevideo ist das Unglück geschehen.“

„Warum denn in Montevideo?“

„Weil Ein ein Fuchs ist und weil argentinische Ehen untrennbar sind.“ Er markierte ihn: „Man muß so können, und man muß so können. So ganz ernst nehmen die ihre Ehe wohl alle beide nicht. Haben Sie Sonja denn gar nicht mehr gesehen?“

„Nein.“

„Sie spricht noch oft von Ihnen, hat ja immer eine Schwäche für Sie gehabt. Na, und jetzt geht's also nach drüben, und der europäische Langhimmel hat einen neuen Stern. Natürlich mit der 'Lutetia', anders tut's Ein nicht. Die 'Cap Arkona' wäre ja auch ganz schön gewesen, aber mit der 'Lutetia' oder dem 'Giulio Cesare' kann man in Paris besser proken. Ja, und Sie?“

„Ich gehe wohl auch bald nach Europa.“

Loffen blieb stehen. „Haben Sie was vor jetzt? Kommen Sie mit ins 14. Stockwerk an der Florida, wissen Sie. Die beste Bandonionkapelle von Buenos Aires. Auf einen Wermuth oder auf was Sie wollen.“

Geisenheim zögerte.

„Geht's nicht wegen der neuen Freunde?“

„Sie sollten mich eigentlich besser kennen, Loffen.“

„War ja nicht so gemeint“, beschwichtigte der und schob seinen Arm unter den des anderen. Sie standen gerade an der Florida und bogen nun in die Bummelstraße ein. Ein Lift brachte sie in rascher Fahrt in das bekannte Café, von dessen Fenstern aus man wohl den schönsten Ausblick über das gewaltige Häusermeer von Buenos Aires, über den Hafen und den La Plata hatte.

An einem Tisch saß eine Dame mit zwei Herren und hob leicht die Hand. Geisenheim stufte, als er Sonja erkannte. „Das ist eine Überraschung, Loffen.“

„Hab' ich mir auch gedacht“, entgegnete der trocken. „Aber weil die Señora Oppenheim doch morgen mit der 'Lutetia' abschwimmt, hab' ich gedacht, zum Abschied muß er doch dabei sein. Gerad' so, wie Sie mir vorhin in die Arme gelaufen sind. So was ist Schicksalsfügung, da muß man gehorchen.“ Er sah wieder nach dem Tisch hin. „Daß der fade Kerl, der Larange, aber auch mit von der Partie sein würde, hab' ich nicht gewußt.“

Sonja ließ Geisenheim keinen Moment aus den Augen, als er jetzt an den Tisch trat und ihre Hand küßte, die noch gepflegter als früher war.

„Meinen Glückwunsch, Señora!“

„Gracias! Aber die Herren kennen sich wohl nicht. Monsieur Larange, hervorragender Vertreter der Sociedad Aeronáutica Franco-Argentina“, sie sprach jedes Wort deutlich und akzentuiert aus, „mein alter Freund und Pensionsgenosse Kapitän Geisenheim, jetzt wohl Repräsentant der Hispano-Argentina, wenn ich nicht irre.“

Larange war blutrot aufgesprungen. „Die Señora irrt sich, Herr Kapitän.“

Ein böses Leuchten flackerte in Sonjas Augen auf. „Ich irre mich nicht, Larange, bestimmt nicht.“

Ein redete in einer unverständlichen Sprache, es mochte wohl Jiddisch sein, auf Sonja ein, und Geisenheim verbeugte sich lächelnd. „Also sind Sie mein wirklicher Gegner, Monsieur Larange.“

Der trat notgedrungen den Rückzug an. „Mein großes Interesse für das Flugwesen hat mich selbstverständlich auch in eine lose Verbindung mit der französischen Gesellschaft gebracht.“

„Der diese lose Verbindung, besonders, da man im allgemeinen nicht darüber sprechen dürfte, von großem Vorteil war“, vollendete Sonja scharf.

Wieder ein paar jiddische Worte.

Larange sprang auf. „Ich vergaß ganz — eine wichtige Verabredung.“

Als er gegangen war, lehnte Sonja sich in ihren Sessel zurück. „So, Geisenheim, das war meine Revanche, er wußte auch, daß Sie einmal Chauffeur waren.“

„Von Ihnen?“

„Von mir.“

„Es wird sehr schwer für dich sein, jetzt in Paris zu tanzen, Sonja“, gestikulerte Ein.

„Haben wir nicht die Kontrakte?“

„Ja, aber die Presse nicht.“

„Das ist deine Sache.“ Und dann zu Geisenheim: „Machen Sie nicht so ein böses Gesicht, ich habe ihm die Wahrheit gesagt, und er hat sie nicht einmal geglaubt.“

Loffen stotterte: „Ich wußte nicht.“

Eine Handbewegung Sonjas. „Sie waren einen Monat auf dem Camp, Loffen, Sie sind entschuldigt.“

„Sagen Sie mir, was Larange geglaubt hat, Sonja“, wollte Geisenheim wissen.

„Er hat Sie für dasselbe gehalten, was er ist, für einen Agenten, der seine Karte erst später aufdeckt.“

„Also für einen Spion.“

„Das ist ein hartes Wort.“

Er stand auf. „Ich glaube, andere Leute haben das auch getan.“

„Die rotblonde Señorita?“ lachte Sonja.

Geisenheim fuhr sie an. „Was wissen Sie von Luisa Souza?“

„Daß sie Sie liebt.“ Wieder das girrende Lachen. „Larange hat ja von nichts anderem als davon gesprochen, daß die Señorita kein Auge für ihn hat, seit ein gewisser Kapitän in ihrem Gesichtskreis aufgetaucht ist. Und daß sie alle Wünsche ihrer ehrgeizigen Tante in den Wind schlägt.“

Geisenheim beherrschte sich und beugte sich nochmals über ihre Hand. „Lassen Sie es sich gut gehen, Señora, wir haben wohl wenig Gelegenheit, einander wiederzusehen. Ich möchte auch nicht wieder Ihr Spielzeug sein“, vollendete er, nur für sie hörbar.

Ihr Blick verschleierte sich. „Leben Sie wohl, Geisenheim!“

Als er gegangen war, stand sie brüsk auf. „Ich muß packen, Ein, auf Wiedersehen, Loffen!“ Und ging rasch voran, damit ihr niemand in die Augen sehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)



Lapplandfahrt.

Von Ernst Kötter.

Mit 17 Aufnahmen des Verfassers.

Hier sei erzählt von der Lapplandfahrt einer Schar Düsseldorfer Wandervögel, die sich in langen Jahren zuvor auf Kreuz- und Quersfahrten in der Heimat und im Vaterlande manche Stiefelsohlen abgerissen hatten, und die hernach die ewig junge Wanderlust über die Grenzen trieb. Rheinauf und rheinab, durch die Lüneburger Heide wie den Schwarzwald, durch den Speßart wie den Böhmer Wald, aller Vaganten Sehnsucht, sind die Jungen in der sommerlichen Freizeit gezogen, bis sie eines Tages zur ersten Schwedenfahrt aufbrachen. Lockte sie im nächsten Jahr die Sonne Dalmatiens, so hörten sie einen Sommer später die Wasserfälle Jämtlands rauschen — und schließlich ging's nach Lappland. Wo lernte man besser die eigene Heimat kennen und lieben als in der Fremde?

Die Kosten der sechswöchigen Fahrt, von einigen zum Teil durch Nebenarbeit selbst verdient, von den Studenten am Wechsel erspart, beliefen sich für jeden auf etwa 250 RM. Eine geringe Summe, gemessen am gewaltigen Erleben, in unwägbarer Münze heimgebracht.

Unter der Julisonne steuert nordwärts aus der Lübecker Bucht der Frachtdampfer „Planet“. Ein Duzend Wandervögel hocken auf Deck, Schüler des Rethel-Realgymnasiums zu Düsseldorf und ein paar Studenten; ihre Blicke schweifen sehnsüchtig über das sonnbeglänzte Meer; ihre Finger gleiten über die Landkarte von Skandinavien, die einer auf den Knien hält. Und ihre Wünsche wandern hinauf nach Stockholm, dem nordischen Venedig, weiter nach Umeå, noch höher hinauf nach Boden. Durch endlose Wälder wollen sie nach Jokkmokk wandern, wo das eigentliche Lappland beginnt. Hinein



„Nach Nordland wollen wir fahren,
Wohl über das baltische Meer...“

in die Einsamkeit; weiter nach Kvikkjokk; über stille, weite Fjälle nach dem Großen Seefall; über Sällivare nach Abisko und, das hohe Küstengebirge übersteigend, nach dem Erzhasen Narvik. Das soll ihr nördlichstes Ziel sein. Heimwärts wird das Segel gesetzt: durch die Lofoten nach Drontheim, mit der Dovrebahn nach Oslo, und schließlich über Göteborg wieder nach Deutschland.

Kennt einer diese Vorfreuden der Fahrt? Die Gedanken eilen dem Schiff voraus; und wenn die Nacht sich auf die See und das Zelt senkt, das aus Segeln auf Deck errichtet ist, wiegt uns in selige Fahrtenträume das leise Zittern des unter dem Stoß der Maschine fiebernden Schiffes, das stetig durch das unbewegte Wasser seine Pflugschar zieht.

Zurück blieb der Alltag; Feierstunde und Feierstimmung ist in allen. Manches Segel steht

in der Runde; manche Rauchfahne hängt lange über dem Wasser.

Mit den Klängen der Klampfe vermischt, hallt aus jugendfrischen Kehlen der Sehnsucht Lied über das weite Meer:



Manches Segel steht in der Runde.

Nach Nordland wollen wir fahren,
Wohl über das baltische Meer!
Wo die feuchten Nebel jagen
Über altersgraue Felsen her.
Ihr Adler in den Lüften,
Du Lappenvolk in deinem Zelt,
Ihr Rene über Klüften:
Wir fahr'n ans End' der Welt!



Der Morgengymnastik erster Teil.

zu spielen und zu singen. Wir taten's schließlich, als alle sehr darum baten, und sangen unsere schönsten Lieder. Alles Volk drängte sich um unsere kleine Bühne, die Tanzmusik verstummte, und lautlos horchte eine vielhundertköpfige Menge. Als wir eine kurze Pause machten, stellte sich ein Herr auf einen Tisch und hielt eine Rede, in der er zu einer Sammlung für die Reisefasse der „tyska Wandervögel“ aufforderte. Und als unser letztes Lied verklungen war, trat er mit einem prallen Geldbeutel auf uns zu. Da aber auch wir singen, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt, lehnten wir dankend ab; ich bat ihn, den Betrag den Armen des Dorfes zur Verfügung zu stellen. Und als er meine Antwort seinen Landsleuten mitteilte, erhob sich ein Beifallssturm; wieder redete einer und ließ seine Worte ausfliegen mit „De tyska besökare och Tyskland — hurra! hurra! hurra!“ — in das alle begeistert einstimmten.



Der Morgengymnastik zweiter Teil.

Am dritten Tage kommt Land in Sicht. Rot und weiß grüßen die Sommerhäuschen von den Schären; und sechs Stunden darauf reckt sich der schöne Turm des Stockholmer Stadthauses vor uns empor.

Nicht viel Worte über Stockholm — wir wollen nach Lappland, und das ist noch weit. Bei Osterholms Landhäuschen schwammen wir am Abend im Mälarsee. Und wieder, wie im Herbst 1924 und 1925, da wir schon Schweden durchwanderten, fanden wir bei unsern Freunden Nils und Sven jene prachtvolle Gastfreundschaft, die uns das Herz erwärmte. Die nur den einen Wunsch offen ließ: möchten wir sie bald einmal in Deutschland erwidern und vergelten können! Ein letzter Händedruck beim Abschied: „Grüßen Sie Deutschland!“ — hier erklang es zum erstenmal — wie oft ward uns das später noch gesagt! — und wieder steuern wir hinaus, weiter dem Norden zu! Der „Westernorrland“ trägt uns von hinnen; den Kapitän kennen wir von der letzten Fahrt, und er begrüßt uns herzlich. So gibt's Kabinen und Hängematten für uns Drittklassige, und das war gut. Denn nicht immer ist Neptun gnädig: in der zweiten Nacht hingen sechs männliche Leichen im besten Alter stundenlang konvulsivisch zuckend über der Reeling.

Am Ulla-Elf spie uns die See ans Land, wo mückendurchsurte Zelt-nächte die Schar noch fester kiffen.

Wir kamen nach Vännäs, einem großen Dorfe. Schon unterwegs hatten wir erfahren, daß dort ein Sommerfest gefeiert werde, das wir nicht versäumen dürften. Nahe einer Waldschenke tummelte sich das schwedische Landvolk, von vielen Fackeln beschienen, beim Tanze. Wie immer bei diesen schwedischen „fêtes champêtres“, ging es auch hier recht geräuschlos und wenig aufgeregt zu. Wir erregten natürlich viel Aufsehen, und als man unsere Instrumente sah, bat man uns,

Auf dem Rückwege fragten uns die Leute, ob und wie sie uns behilflich sein könnten; aber wir wünschten nichts und krochen, innerlich stark bewegt und durchaus mit uns zufrieden, ins Heu.

Weiter! Durch tiefe Wälder, auf endloser Steinschotterstraße, trugen wir unsere Wimpel, das Schwedenkreuz zuhüchelt, über den Polarkreis hinaus. Kvikkjokk ist erreicht, für Tage die letzte größere Siedlung. Man hat sich eingelebt und biedert sich an. Wunderbar ist dies Einpassungsvermögen einer solchen Jungenhorde. Nun, die 85 Einwohner von Kvikkjokk haben es uns wahrlich leicht gemacht. Selten sind wir je solch rührender Gastlichkeit begegnet. Ich glaube, wir haben uns den Leuten ins Herz gesungen.

Verhungern werden wir nicht! Der Fischersmann am See liefert uns die herrlichsten Forellen, Rotflossen und Siken für ein Spottgeld, frisch aus dem See. Dazu ist man Knäckebröd, jene großen Scheiben knusprigen, für uns fast geschmacklosen Brotes, das uns die Dorfbackfrau gar umsonst bringen läßt. Denn ihre Kinder vor der Hütte sangen gerade im Chor: „widewidewitt!“ und „meck! meck! meck!“ Das „Schneiderlied“ aus dem „Konzert“ machte Schule.

Ein kleines Erlebnis: Ich saß am Abend in Gedanken vor der Tür unseres Häuschens, in dem unser an Influenza erkrankter Kalf lag. Die kleine Knabe des armen Fischers vom See angelaufen, ein dickes Paket frischer Butter in der Hand. „Das schickt die Mama für den sjuk pojke (den kranken Jungen)“ — und ehe ich ein „tack!“ (Danke) sagen kann, ist er fort.

Wie locket ihr still und stark, sonnbeglänzte Schneefälle! Erik Holmborn, der lustigste Halbblappe, den die Nordmarken sahen, führt uns hinauf. Von Fuchs und Wolf und der Bären-

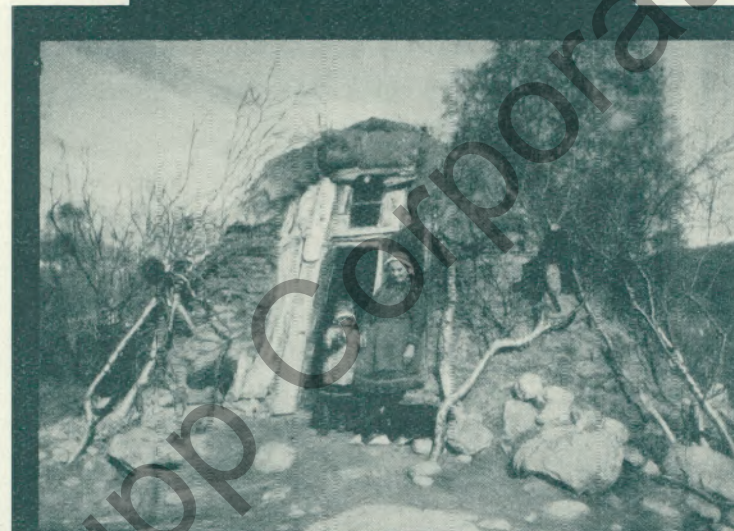


jagd zur Winterszeit erzählt er in seinem drolligen Deutsch, als wir auf dem Marsch zum Lappenlager über den mit Renttiermoos, Flechte und niedrigen Gräsern bestandenen moorigen Boden dahermarschieren. Hin und wieder versinkt der Vorderste wohl bis zum Knie in einem der versteckten kaffeebraunen Moorbäche — aber das ist schließlich das Recht des Führers. Mühsam bergan über wirres Geröll; die ersten Schneeflecken sind erreicht. Umfassender wird die Sicht. Weiße Wolken schwimmen auf blauem Grund. Der tiefe Bergsee spiegelt sie wider, der wie ein geheimnisvolles Auge dieses wilden Weltantlitzes heraufstarrt. Weiter bergan! Der Führer gönnt uns keine Ruhe. Einzelne Renttiere, auch kleine Rudel, huschen vorüber. Löst sich eins aus dem Rudel, so sieht man sein dunkles Gehörn als feine Zeichnung am Horizont. Endlose Steinfelders aufs neue! Endlich Rast im Schnee! Wie wunderbar ist um uns die Welt! Das Gefühl der Einsamkeit, der Verlorenheit überkommt uns.

Jenseits wieder Stunden bergab. Der Abend bricht dämmernd herein. Lichter Birkenhain umfängt uns. Kräuselnder Rauch steigt aus ihm empor. Und dann tauchen vor uns die Hütten des ersehnten Lappenlagers auf. Fünf oder sechs, liegen die „Gammen“ im dünnen Hain verstreut, aus Birkenästen errichtet, die, mit Erde und Moos verkleidet, von wieder aufgelegten Ästen festeren Halt bekommen. Niemand begrüßt uns; scheu halten sich die Lappen zurück. Nach einer kurzen Unterredung, die Erik mit ihnen führt, räumt ein Weib mit den Kindern seine Hütte und überläßt sie uns für die anbrechende Nacht. Bald dampfen in dem Kupferkessel, der an der Kette über dem Feuerkreis hängt, Nudeln mit Speck. Heißhungrig haut man ein. Dann kommt die Lappin und bietet uns Kaffee. Der anstrengende Tag ist zu Ende; und auf dem Birkenreisig, das rings um die Feuerstelle gestreut und mit Renttierfellen belegt ist, umfängt uns bald ein todesähnlicher Schlaf — die erste



*Am Rande der Zivilisation
Der letzte Briefkasten*



Im Lappenlager



Das Vorratsmagazin

Nacht im Lappenlager. — Neugier treibt uns am frühen Morgen hinaus. Im Lager sind nur ein alter Mann, die Frauen und Kinder. Die Kunst, mit solchen Eingeborenen umzugehen, will gelernt sein: man muß primitiver, unverwickelter Mensch sein können. Wer vermöchte das besser als der Wandervogel, dem es leicht fällt, Schule und Dogmen hinter sich zu lassen, über nichts erstaunt zu sein und so zu tun, als habe er nie anderes gesehen und gehört!

Man darf natürlich kein Keilheitsfanatiker sein, wenn man im Lappenlager wirklich etwas sehen will. Diesen Leuten war gewiß Seife ein Fremdkörper. Aber das macht nichts; die Neugier ist erwacht, und wie Kinder staunen wir die neue fremde Welt an; manches Ding ist uns ein Rätsel, das gelöst sein will. Man sucht nach „Lappensachen“; man betastet und beschnuppert die merkwürdigen Dinge, die solch einem nor-

dischen Indianer am Gürtel baumeln: die Dolche aus Renttierhorn, oft mit feiner, naiver Zeichnung; die Nähzeuge aus gleichem Stoff, die den aus Renttierfellen gefertigten Zwirn enthalten; die mitunter kunstvoll, nur mit dem Messer, aus Birkenholz oder Renttierknochen geschnitzten Löffel und Becher. Wir staunen die bunten Trachten an, auf deren blauer Grundfarbe Streifen von köstlichem Gelb und Rot daherlaufen; die unbedingt wasserdichten, mit Senegrass ausgestopften Stiefel aus Renttierleder, die ein buntes Band oben zusammenhält. Wir ahnen, wie eng das Dasein dieser Nomaden mit dem Renttierbesitz verknüpft ist. Ohne ihre Tiere würden sie erfrieren und auch verhungern. Denn ihre wichtigste Nahrung ist außer Brot Käse und Renttierfleisch. Dieses bewahren sie, vor Regen, Wolf und umherstreichendem Hund geschützt, unter dem Dach ihrer „Quovine“, Vorratsmagazinen, Gestellen aus Birkenstangen, über die sie Rinde und Renttierfelle legen. Darunter verstauen sie auch ihre Schlitten, die „Pulke“, die aussehen wie in der Mitte durchgeschnittene Rähne. Auch

sonstige Habseligkeiten, wie Kleider und Geschirr, bergen sie in diesen „Schränken“, zu denen es keine Schlüssel gibt. Die sind auch nicht nötig; denn kein Berglappe würde etwas stehlen — es seien denn Renttiere, die sich auf den Fjällen verlaufen haben.

Über die Fjälle sind wir weitergewandert, wo man nie einem Menschen begegnet. In ihrem weißwolkigen Himmel zieht der Bussard langverhaltene Kreise. Der eintönige Gesang von ein paar Lapplandsperlingen erhöht das Gefühl der Öde. Glücklich, wer einmal den Lockruf des Regenspfeifers vernimmt, den die Lappen „Lahol“ nennen und bei dessen Erwähnung — wie Bengt Berg sagt — in ihr wetterhartes Gesicht ein Leuchten kommt. Unsere Gedanken sind noch bei der alten Lappin von Ältsék, die wir Pfeife rauchend im Zelt antrafen. Nie haben wir ein unbewegteres Antlitz gesehen. Aus dem knochigen, männlichen Schädel schauten kluge, ruhige Augen, aus denen ein Zug der Entsagung, auch der Überlegenheit, fast der Verachtung sprach. Rätselhaft Augen — ich glaube: es war aus Urzeiten das Antlitz der ewigen Fjälle.

Es kam ein regnerischer Tag. An die hundert Kilometer Wald- und Fjällwanderung wollen in dieser Woche bezwungen sein. Durch die Fichtennadeln tropft der Regen. Weiter aufwärts, im lichten Birkenwald, kreuzen unsern Pfad öfters kleine Renttierwädel, die gleich schreckhaft davonjagen. Schließlich bleibt auch die Birke zurück.

Die Berge hängen in Wolken; Bäche sonder Zahl und Namen sind zu durchwateten. Man spricht nicht viel. Man denkt: Hoffentlich kommt bald der Sijojaur, an dessen anderer Seite unser Ziel, die Hütte (hyddan) der „turistföreningen“, liegt. Die Horde ist müde und hungrig; das sonst mißachtete Knäckebröd ward längst zur Kostbarkeit; das Gepäck drückt; aber die Jungen sind tapfer und beißen die Zähne zusammen. Als am Abend die Sonne durch die Wolken bricht, breitet sich der Sijojaur in strahlender Schönheit vor uns aus. Wir booten über; Vorsicht tut not, es gibt viele felsige Untiefen; — schaut nicht dem Kranich nach, der über den See streicht, schaut nach den Klippen! — da steigen leichte Rauchsäulen über den Zwergbirken auf.

Ein Lappenvölcker hat hier sein Sommerlager aufgeschlagen. Wir hatten die Eingeborenen schon am Ufer stehen sehen; doch bei unserm Nahen waren sie wie der Wind davon-

gestoben. Hatte sie unsere wimpelbewehrte Horde erschreckt? Wollten sie mit den Fremdlingen nichts zu schaffen haben? Jedenfalls dauerte es geraume Zeit, bis sich im Lager ein menschliches Wesen blicken ließ. Nur die kleinen, schwarzen Hunde, des Lappen unentbehrliche Gehilfen, strolchen im Lager umher und bellen uns aufgeregt an. Alha! — endlich zeigt sich auch ihr Herr. Er kriecht aus einem der Zelte hervor und tritt auf uns zu. „Rastthe vis-sui!“ — „Frieden im Hause!“ lautet sein Gruß. Friede ist des Lappen Wahlspruch — Friede sein Gruß, wenn er kommt; Friede sein Wunsch, wenn er geht. Nun, er fühlt bald, daß wir nicht gekommen sind, ihn zu stören. Er spricht auch schwedisch. Ja — denn er ist einer jener lappländischen Wanderlehrer, durch die der schwedische Staat seine nördlichsten Kinder unterrichten läßt. Bald kommen wir uns näher; er holt von dem in der Nacht gefangenen Fisch, eine riesige Schüssel prachtvoller Forellen, dazu einige selbstgebackene, platte Brote; und während die Jungen das Mahl

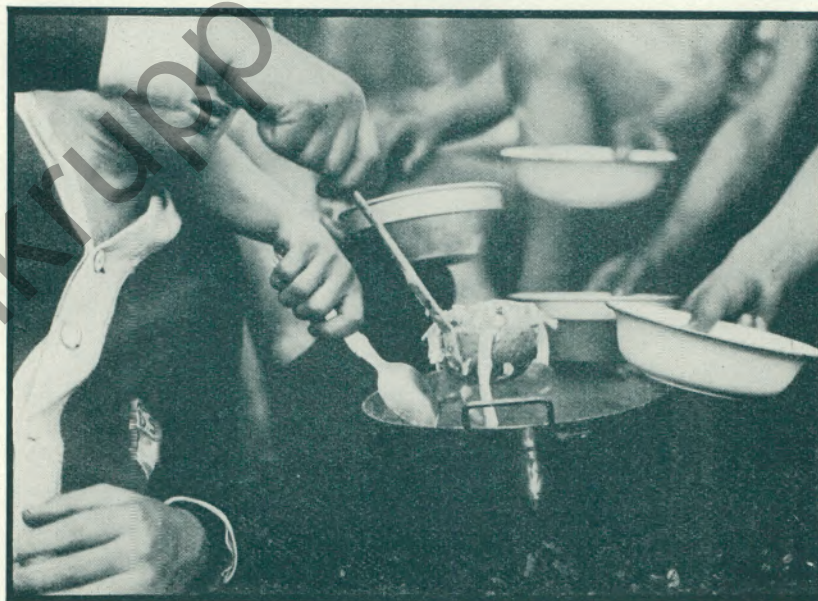
bereiten, läßt mein Kollege aus Lappland mich freundlich ein, einen Blick in seine Schule zu tun. Gewiß erinnert er sich der schönen lappischen Begrüßung, von der ich einmal las:

„Tritt nur herein; man spricht ja nicht mit den Kleidern, man spricht mit den Menschen!“ Da hocken nun im Kreise die Kinderchen, scheu, indes durch die Gegenwart ihres Lehrers ermutigt, im Schulzelt, von dessen Luchwand ein buntes Bild, „Jakobs Traum“, leuchtet. Eine kleine Bücherei im Hintergrund vervollständigt die Einrichtung. Allerschöndes, hand gezeichnet, verraten den Erfolg des Kunstunterrichts; die allermeisten stellen ein Renttier dar.

O, hier ist gut sein. Wir bleiben den nächsten Tag; wir hätten den ganzen Sommer bleiben mögen. Hier sind wir der Kindheit des Menschengeschlechtes nahe. Das Zelt seine unstete Heimat: sechs oder sieben Birkenstangen, von einem Ring aus gebogenem Stamm zusammengehalten, mit grobem, vom Flußlappen gekauftem Wolltuch bedeckt, mit einer



Lapplandfrühling.



„Rohldampf.“

Öffnung für den Rauchabzug. Regnet es, geht halt das Feuer aus, und man hockt in Nässe und Dunkelheit. Wie würden wir den Kampf ums Dasein unter gleichen Bedingungen bestehen?

Wir verstehen ein wenig dies Völkchen von zwanzig- oder dreißigtausend Menschen, um deren Seele Winter, Polarnacht und Einsamkeit eine steile Mauer errichten. Aber jetzt haben selbst die Kinder die anfängliche Scheu überwunden. Gegen Abend tönen Geige und Klampfe vor dem Lappenzelt. Und während über den Schneefällen die Sonne verglütet, singen wir ihnen unser liebstes Lied: das Lied von der „Blauen Blume“.

Die Gesichter der Lappenkinder bleiben unbewegt; selbst bei den heiteren Liedern, deren lustige Weise sonst bei den Schwedenkindern laute Fröhlichkeit auslöst, verziehen sie keine Mieme. Nie haben sie solchen Gesang gehört, und ihr Ohr ist den Tönen verschlossen. In der Tat gibt es unter diesen Lappen kein Musikinstrument, kein weltliches Lied; nur das christliche Gesangbuch kennen sie, und in keinem Zelte fehlt es; sie sind fromm, wenngleich diesen Kindern Jhmils sicherlich noch manches innewohnt, was wir leichtfertig als Aberglauben abtun würden. Sie sind Kinder, und die Steinwelt der Berge ist ihre Mutter.

Der Abend brach herein, ein schöner, müdenloser Abend. Wir saßen vor unserer Blockhütte und blickten auf den See hinaus. Im Lappenlager ist alles zur Ruhe gegangen. Auch die Hunde sind jetzt still. In der Kaffeekanne drinnen brodelte das Wasser. Noch leuchtet der Schnee von den Fjällen; über den Odmarken zieht ein Hühnerfalte noch seine ruhigen Kreise, und vom See erklingen die Schreie wilder Gänse. Vom andern Ufer tönt mitunter ein seltsamer, gellender Ruf: ist es Kuorga, der Kranich, „der Vogel, der so groß wird wie ein Mensch“? Man überläßt sich seinen Gedanken und sinnt vor



Lappenfrau

allem darüber nach, wie herrlich doch dieses arme, reiche, freie Leben ist!

Rührend war anderntags der Abschied von unsern Naturkindern. Wir waren im Begriff aufzupacken; da kam das ganze Völkchen unter Anführung seines Lehrers zur Hütte heraufgetrippelt, um uns stumm die Hand zu drücken. Worte fehlten; aber dieser stumme Lebwohlgruß sollte gewiß wieder sagen: „Friede! Friede mit euch auf der Wanderung!“

Durch den Zwergbirkenwald stiegen wir die Höhe hinan, in Gedanken versunken. Ein Hauch bisher unerlebter Erdennähe, aus einer ganz fremden Welt, hat uns angeweht und in seinen Bann geschlagen. Hinter uns liegt, ein nur halb gelöstes Rätsel, die Seele dieses eigenartigen Volkes, liegt das Bild der weiten Steppe mit den weißgelben Zelten, aus deren geschwärzter Spitze der Rauch steigt: Verlassenheit, Einsamkeit, Friede.

Wie lange noch aber werden die Tiere des Berglappen auf die Suche nach der Rentierflechte gehen, wie lange wird er selbst noch ein König in seinem Reiche sein? Kein Sturm ging über dieses Volk, kein Krieg; aber mit jeder Verkehrsader, die gelegt wird, und jeder Telegraphenlinie, die neu durch das Tal zieht, verliert es seine Eigenart.

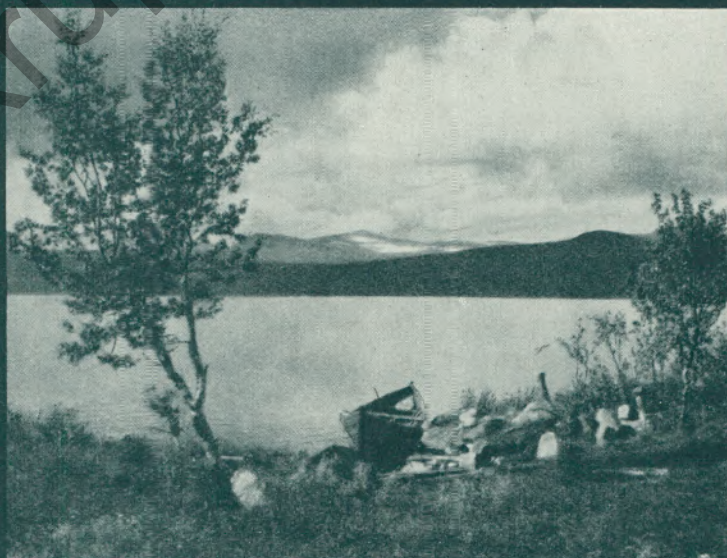
Heute noch, wenn einer das Wort „Sitajaure“ ausspricht, leuchten die Augen unserer Jungen.

Die Fjällwanderung neigt sich dem Ende zu. Die letzten Corned beefreste der eisernen Ration dürfen jetzt getrost aufgezehrt werden — denn im nächsten Tal erwartet uns an den Ufern des Langasees ein bewirtetes Touristenheim: Salkoluokta, Ort paradiesischer Freuden, mit einer unglaublich üppigen, prachtvollen, blendendweiß gedeckten — Lunchtafel!

Das große Lunch von Salkoluokta war schon seit langem bei unsern Buben Tagesgespräch gewesen, und nun standen sie in diesem herrlichen Speisesaal. Einmal nicht abkochen müssen, nicht aus Aluminiumgeschirren



Das deutsche Volkslied



Bergsee bei Sitajaure

futtern, sich nicht an zu heißem Erntbecher den Schnabel verbrennen, hinterher nicht spülen brauchen — nein, sich bewirten lassen, von köstlichem Porzellan speisen — o, das tat gut nach langen Tagen der Entbehrung! Und nichts ist ja für einen hungrigen Wandervogel so schön wie das schwedische Smörgåsbord, jene große, mit Delikatessen besetzte Tafel, von der man nach Belieben nehmen kann, ohne daß es mehr kostet! Und wie wurde eingehauen! Es schien ein stilles Übereinkommen getroffen, daß niemand vor Ablauf von zwei Stunden aufhören dürfe. Mir wurde dabei ein wenig schwül; aber die Wirtin, wie in allen schwedischen Touristenheimen eine im besten Sinne gebildete Dame, die vorzüglich Deutsch sprach, meinte lächelnd: „O, das macht nichts! Im Gegenteil, ich freue mich, daß es den Knaben schmeckt. Ich habe selbst welche und weiß, was Knaben essen können.“ Zum Unglück waren solche goldenen Worte der Horde nur Ansporn zu neuen Laten; und die Mädchen hatten Mühe genug, immer neuen Fisch, Braten und Pudding anzuschleifen. Es war ein Fest! Dafür machten wir auch den Wirtsleuten eine Freude: nie sangen wir besser als an jenem Abend, da in der Halle von Saltoluokta bei flackerndem Kaminfeuer zu Geige und Klampfe das deutsche Volkslied erklang. Und wie hat es uns alle gepackt, als wir zu dieser späten Abendstunde, die Bewohner des einsamen Hauses um uns geschart, unsern Dank und unsere Freude austönen ließen in dem schönen Lied der Schweden: „Du gamla, du fria, du fjällhöga nord!“

Man schlief in herrlichen Betten, zog ein reines Hemd an und bekam ein frisches Handtuch — ein Glück für mich; denn meines hatte in Altfset die Kuh gefressen. Von Saltu aus machten wir einen Abstecher nach Stora Sjöfallet, Schwedens größtem Wasserfall, der die vierzig Meter Höhenunterschied zwischen dem Kärtsejaure und dem Lulelajaure auf einer Breite von 600 Meter in mehreren nebeneinander niedergehenden Fällen donnernd überspringt. Dies Gebiet ist seit mehreren Jahren unter Naturschutz gestellt und macht mit dem anstoßenden gletscherreichen Caref — „Lapplands Eiskeller“ — und dem Land um Abisko eine Fläche von 3500 Quadratkilometer aus. In den Wäldern leben Füchse, Wölfe, Bären; hier gedeihen neben Birken

Lappenfichten, Espen und Johannisbeersträucher. Noch einmal klang in uns die Melodie Lapplands, als wir am Herme-linsfall saßen und in den schäumenden Gischt zu Füßen blickten; fast traurig klang sie; denn — man mag es nicht denken — es ist Ende August, und der Ferienschuß nicht mehr fern.

Zwei Tage später entführt uns rassend Malm-tåget, der Erzzug, über Kiruna nach Nordwest. Ein Jammer, daß die Ferien zu Ende gehen! Wie gerne hätten wir den Kiruna-Navara beschäftigt — so sahen wir ihn nur von ferne — den gewaltigen Erzberg, der in einer Länge von fünf Kilometer und bisher unerforschter Tiefe aus 70- bis 80prozentigem Eisenerz besteht*. Seit der 1902 erfolgten Eröffnung der elektrischen Eisenbahn Kiruna — Narvik rollen tagaus, tagein die aus 40 Rippwagen gebildeten Malmzüge an die Nordsee, wo sie ihre teure Last dem Bauche der im Narvik-er Hafen wartenden Schiffe anvertrauen. Jahr-

lich sind es sieben Millionen Tonnen. Ja, schade, daß wir den Grubenbetrieb über Tag nicht sehen können! Unser Zug rollt weiter, durch öde Gegend. Dann taucht der Tor-neträsk auf, Lapplands größter See, und am Abend sind wir in Abisko, dem großen Touristenheim, das „Svenska Turistföreningen“ gegenüber der riesigen „Lap-penpforte“ erbaut hat.

Ein schöner Tag ist uns hier vergönnt; langes Verweilen ist nirgends mehr. Kursbücher werden gewälzt, Schiffsfahr-pläne studiert, Kosten-rechnungen aufgestellt. Mit Sorgenfalten sieht man den Führer über Zahlen brüten. Weg mit den Sorgen! Frisch gewagt!

Wieder rasselt der Erz-zug hinaus; wir fahren auf der Lofotenbahn, der nördlichsten Eisenbahn der Welt, einem Wunderwerk der Technik und menschlichen Arbeit. Immer wieder schüttelt der lange Zug durch Tunneln

und Schneegalerien; auf der Grenzstation Bassijaure bleibt er fast eine halbe Stunde, gegen den Fahrplan, liegen, bis — auch die Eisenbahn will an Gastfreundschaft nicht zurückstehen — die „Tyska Wandervögel“ ihre Fahrpreis-ermäßigung haben; dann donnert er längs den steilen Wänden des Hundalsfjords, fern öffnet sich das Meer. Wir sind in Narvik — das nördlichste Ziel ist erreicht.

* Bgl. den Aufsatz „Die Heimat der Schwedenerze“ im Jahrgang 1928, Heft 11.



Lapplands Melodie.



Die Urkunde wird versenkt.

Doben auf einer der Lofotinseln war es, wo während eines Schiffsaufenthaltes der alljährlich wiederkehrende feierliche Akt der Urkundenversenkung stattfand. In dieser schaurigen Öde, umbraut von den Wogen des ewigen Meeres, umkreist von Möwenschwärmen, übergaben wir, in einer Flasche wohlversiegelt, das von Seppels Künstlerhand gefertigte Dokument der granitnen Umwelt. Und wie wir den schweren Stein über unser Geheimnis rollten, kamen die Gedanken an eine sonnigere Küste, die seit einem Jahr, fern drunten im Zypressenhain Dalmatiens, von großer Fahrt träumt. Aber die Zukunft ist unser, die Welt ist weit und schön, und auf dem Lofot werden schon neue Pläne greifbar.

Weiter, weiter. Gischt schäumt an den Lofotklippen. Man läuft kleine Fischerplätze an, deren Buchtwasser von großen Quallen bunt ist. Dann bleiben die Schneeberge zurück, der Vestfjord tut sich auf. Der Vestfjord, der so manchem braven Lofotfischer zum Grab geworden ist. Wir hocken an Deck und schauen den Fischerbooten nach, die in dem goldenen Abend heimwärts steuern. Die Gestalten aus Björns kraftvollem Roman von den Lofotfischern kommen uns in den Sinn.

Drontheim ist erreicht. Herrliche Septembersonne liegt über der alten Stadt. Ja, leider ist's schon September; wir müssen uns beeilen. Wir sehen noch den Dom, Skandinaviens stolzeste Kirche; dann heißt's die Fahrkarten nach Oslo besorgen. Man gewährt uns 50 Prozent Fahrpreisermäßigung für den Osloer Schnellzug; dazu gibt's Plakarten umsonst — die bei mancher Gelegenheit dankbar empfundene lebenswürdige Hilfsbereitschaft der norwegischen wie schwedischen Eisenbahnverwaltung kann ich nicht laut genug rühmen. Sie hat uns die Ausführung der Fahrt wesentlich erleichtert.

Ein Bummel durch Oslo. Wir sahen das königliche Schloß, die Universität, die gerade Semesterbeginn feierte,



Norwegische Studentinnen

wobei uns die große Zahl von Studentinnen in fleidamer Tracht auffiel — das Frauenstudium ist schon alt in Norwegen. Dann bleibt den Barbaren noch ein Stündchen für einen Museumsang, in das uns der Münch-Saal lockte; und dann — ja, dann hat uns die Bahn wieder. Die Zeit auf den Schienen wird lang. Man döst. Man schläft. Dann ruft einer: „Göteborg!“ — und wieder: „Malmö!“ — von einstigen Fahrten wohlbekannte Namen. Hier geht die letzte Schwedenkrone drauf! Schließlich Trälleborg! Der Zug schiebt sich auf den großen Triektdampfer, und fauchend gleitet dieser aus dem Hafen, das liebe schwedische Land hinter sich lassend. Noch einmal leuchtet das gelbe Kreuz im blauen Feld zum flatternden Grufe herüber: Dank euch, gastliche Menschen! Lebwohl, du alter, du freier, du felsenhöher Norden; wir grüßen dich, deine Sonne, deinen Himmel, deine Wälder!

Lebwohl auch du, Land der Nordmänner, klippengesäumte Norwegenküste; ihr harten, stillen Menschen, auch euch Dank und Gruf.

Im dämmernden Morgen rattert der D-Zug durch das Land zwischen Hamm und Duisburg. Rauchendes Land der Arbeit, Revier der Effen, der Hochöfen, der Fördertürme. Schlackenhal-den. Graue Arbeiterkolonien. Hin und wieder steht ein Fabriktor offen, und man schaut in loddernde Gluten. Das ist unsere Heimat, Heimat rheinischer Jungen.

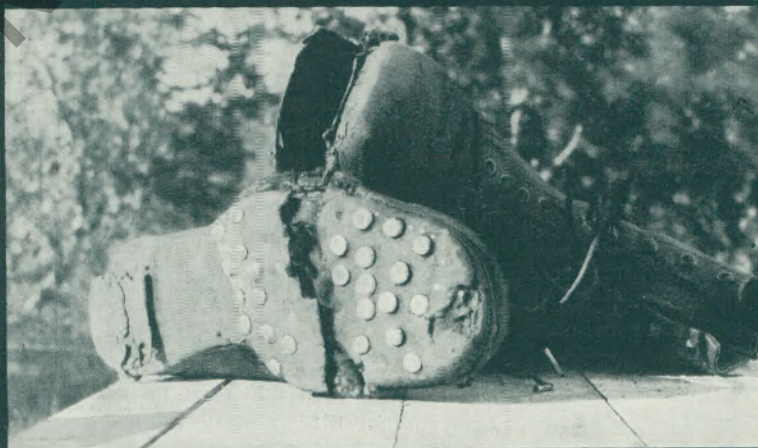
Sei gegrüßt, du Heimat! Nie sahen wir dich mit solchen Augen, als heute, da unsere Traumgedanken noch auf den heiligen Fjällen Lapplands umherirrten. Wir sind wieder zu Hause.

Zerrissen sind die Stiefel, verschliffen die Kluft. Aber was schadet das? Wir haben der Natur in ihr tiefstes Auge geschaut. In den grauen Tag ist ein Schimmer gewoben, unserer Seele Schwung und Kraft gespendet.

* * *



Fähre Sassnitz-Trälleborg



Müde Fahrtgesellen

Lofotfischer.

Von Johan Bojer*.

1. Die Ausfahrt.

Am nächsten Morgen brachen sie auf, und der Nordwind gab gute Fahrt, und sie ritten auf den Wellen. Der Himmel war nebelig, und das Meer lauter rollende, grüne Berge mit Schaumköpfen. Und jetzt auf einmal war das Meer so groß und das Boot so klein. Kopfüber stürzten sie in ein Wellental hinein, Finsternis umgab sie, sie erklimmen einen neuen Berg, und es wurde langsam heller, dann ritten sie eine Weile auf dem Wellenrücken, der sie ein Stück mitnahm, wurden dann aber von neuem in ein Tal hineingeworfen, und jedesmal durchlief ein eisiger Schauer den ganzen Körper. Kommen wir jemals wieder hinauf?

Lars war sehr bange ums Herz, aber es half, wenn er den Kopf hob und den Vater ansah. Bisher hatte er noch gar nicht geruht, wer der Vater eigentlich war. Es war, als flage und stöhne das Boot unter einem Zwang, den der Führer ausübte, es war, als stände er da und bisse die Zähne zusammen und hätte sich vorgenommen, heute das Boot gefügig zu machen, und solle es das Leben kosten. Er hatte Weib und Kinder, und es gab Banken und Krämer, aber heute war er nur Segler, heute ritt er auf Nebel und Sturm. Es kommt eine Riesentwoge vom Himmel her, die sie leicht in den Tod hineinreißen kann, aber Kristaver weiß gleich, wie er sie durchschneiden will, und er zieht die Schote ein, um dem Boot Kraft zu einem guten Anlauf zu geben. Dann reiten sie auf der Riesentwoge hinan, immer höher hinauf, werden mitgetragen, stürzen dann aber wieder hinunter. Mein Gott, wird das gut gehen? Und der schwarze Druck eines Windstosses kommt über die Schaumköpfe hingeflogen, aber Kristaver spürt, wieviel das Boot heute verträgt, er preßt es steiler in den Wind und ruft: „Schote fieren!“

Aber während sie dahinschäumen, hat Kristaver auch die Boote der Gefährten im Auge. Heute kam ein Unglück geschehen, bei dem Hilfe nötig ist.

Und er erkennt in den Wellen das „Meerleuchten“ an dem Segel, das jetzt so groß ist wie ein Mückenflügel auf dem Meer, und weiter östlich schäumt die „Meerblume“ mit dem lohfarbenen Segel, das einen Augenblick ganz hoch hinauf zum Himmel getragen wird, im nächsten aber in einem Wogental verschwindet, um dann auf einmal wieder zum Vorschein zu kommen. Auf dem Westfjord sind heute Hunderte von Segeln, aber das Meer ist groß, so daß einer kaum den andern sieht.

Als der Wind sich verstärkte, mußte Lars an den Mast und den Prior bedienen — da war nur noch Kaneles auf dem Vorderstumpf zum Schöpfen, denn Arnt war mehr tot als lebendig, hielt sich an der Ruderbank fest und zitterte am ganzen Leibe.

Da — ganz unvermittelt — ließ der Wind nach, und mitten auf dem Westfjord kam eine Flaute. Aber bald darauf wurde es im Westen finster, ein neuer Wind kam, der Westwind.

Die Segel wurden umgestellt, dann mußten sie eine ganze Zeitlang in Krappsee fahren, weil Wogen und Wind gegeneinanderprallten.

Der Nebel lichtete sich, der Himmel klärte sich auf, es wurde sehr kalt.

2. Die Lofoten.

Die Männer waren durchnäßt vom Meerwasser und schwitzten vom Schöpfen, jetzt mußten sie stillstehen im Frost und konnten nichts dagegen tun, daß das Wasser auf den Kleidern gefror und der Schweiß auf dem nackten Körper eiskalt wurde; sie fuhrten und sie klapperten mit den Zähnen, sie sprangen von einem Fuß auf den andern, tanzten umher, zitterten und schlugen die Arme um den Leib, halbnaß und von der eisigen Kälte, die alle Glieder durchrieselte.

Aber die „Robbe“ fährt weiter, der Kapitän holt den Kompaß hervor. Es beginnt dämmerig zu werden.

Ein gelblicher Abendschein legte sich über das Meer, tief unten im Südwesten flammte der Himmel in langen Feuerstreifen. Aber was war das da gerade vor ihnen? Lars schaute dorthin und vergaß, daß ihn fror.

Er sah zwischen Himmel und Meer eine lange Reihe dunkelblauer Wolkenschichten und höher aufwärts andere Wolken, die weiß waren, und jetzt in dem gelben Licht des Abendhimmels schimmerte das Ganze wie ein Märchenland in blauen, weißen und goldenen Tönen.

„Sieh dorthin!“ sagte er zu Kaneles.

„Ja, das ist der Lofot“, sagte der andere.

„Bist du verrückt! Das sind doch Wolkensäcke?“

„Das sind Berge. Das ist die Lofotwand“, widerholt Kaneles und springt herum und schlägt mit den Armen. „Heute abend gibt es einen Schnaps.“

Lars starrte noch immer geradeaus. Sie kamen näher und immer näher heran. Das war der Lofot, von dem er soviel gehört hatte, seit er ein kleiner Wicht war. Ein Land im Eismeer, von dem alle Knaben an der Küste träumten und nach dem sie sich sehnten. Dort wurden Heldentaten verübt. Dort erlangte man Reichtum, dort fuhr man mit dem Tode um die Wette. Eine Völkerwanderung war viele Jahrhunderte hindurch dort hinaufgezogen, und manch einer war auf der See umgekommen, einige kamen mit blanker Münze heim, aber die meisten blieben ihr Leben lang in Armut. Und dennoch — hierher gingen sie immer wieder, Jahr für Jahr, eine Generation nach der andern. Das war das Abenteuer. Hierher mußten sie. Und jetzt war auch an ihn die Reihe gekommen. Jetzt sah er den Lofot.

Und von Himmel und Meer hoben sich die Wolkenschichten als feste Berge ab, die blau, mit weißen Streifen, mit Schneekappen auf den Gipfeln, sich in langem Zuge nach Südwesten hinziehen. Es ist ein Heer von Steinriesen, die über das Meer hingewandert sind und jetzt haltgemacht haben, um nachzudenken.

Sie sahen schon gelbe Leuchtfeuer, die zwischen den Felsen auf das Meer hinausblickten, und sie hörten ein fernes Lärmen, als fänge das Meer; das war die See, die sich an den Klippen und Schären an der unruhigen Küste dort drüben brach.

Die vielen Segler auf dem Westfjord nahmen jetzt nach den Leuchtfeuern den Kurs auf die verschiedenen Fischerplätze zu, bei denen sie den Winter über arbeiten wollten.

Später am Abend lief die „Robbe“ durch einen Sund mit roten und grünen Lichtern an den Seiten, und da drinnen, unter einer schroffen Felswand, lag der Fischerplatz, Licht an Licht aus Häusern und auf den Brücken an Land, von Kajüten und Masten im Hafen. Das schwarze Wasser des Sundes war von Lichtstreifen übergossen, und ein strenger Geruch von Tran, Teer und Fischen schlug einem entgegen.

* Mit gütiger Genehmigung der E. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, München dem Roman „Die Lofotfischer“ von Johan Bojer entnommen. (13. bis 18. Tausend, 450 Seiten, Preis in Ganzleinen 7 RM.)

Dann wurde die „Robbe“ verankert, bis ihr der Hafenaufseher ihren Platz anwies, und nun lag sie in den Lichtstreifen, grau von all dem angefrorenen Meerwasser.

Und die Männer stampften an Land, steifbeinig; das Eis auf ihren Kleidern, das jetzt, als sie sich in Bewegung setzten, zu zerbrechen begann, raschelte, und sie gingen auf ein niedriges, gelbgetünchtes, kleines Haus zu, das zwischen hundert anderen gleicher Art lag, und dessen Rasendach vom Licht beschienen war. Es war die Behausung, die sie mit der Besatzung vom „Meerleuchten“ im Winter teilen sollten.

Aber Kristaver begab sich sofort nach dem Telegraphenamt und schrieb hier mit den aufgeschwollenen Händen mühselig das Telegramm, das in jedem Jahr gleich lautete, und auf das Frau und Kinder in den grauen Hütten dort im Süden warteten.

„Alle Bekannten angekommen. Alles wohl. Kristaver.“

Dann richtete er sich auf und verschnaupte. Er hatte seit dem frühen Morgen am Steuer gestanden. Und so ein Tag auf dem Westfjord greift an.

3. Der Fischerplatz.

Der Fischerplatz lag auf verschiedenen Klippen, die sich am Fuße der schroffen Berge aus der See erhoben, und da über die Sunde keine Brücken führten, fuhren unaufhörlich kleine Boote hin und her.

Auf diesen Klippeninseln lagen mehrere hundert kleine Hütten mit Rasendach, überragt von der Kirche, dem Krankenhaus, dem Seemannsheim sowie dem weißen Wohnhause und dem langen gelben Speicher des „Platzkönigs“. In den Sunden und im Hafen wiegte sich ein Wald von Masten, da lagen Dampfer, Segelschiffe und große und kleine Boote.

Mehr als dreißig solcher Fischerplätze gab es auf den Lofotinseln, und in dieser Jahreszeit waren sie alle wimmelnden Städten gleich. Hier waren Fischer von Norden und von Süden zusammengeströmt und überwinterten auf einem Küstenstreifen von einigen hundert Meilen.

Kristaver stand auf der Brücke und sah nach der „Robbe“ hinüber, die jetzt nach der Umtakelung Seite an Seite mit vielen andern Booten im Sunde lag. Die Boote streckten sich förmlich, als ruhten sie nach der langen Reise aus; einige hatten grüne Streifen, andere weiße, manche waren auch ganz mit brauner Leerfarbe gestrichen. Jedes Boot hatte seine Geschichte von Fischbänken und Fahrten durch Sturm und Nebel. Eines hatte Wohlstand heim zu den Seinen gebracht, ein anderes war gekentert und hatte in einer Nacht die Besatzung von sich abgeschüttelt und in die Wellen geworfen. Jetzt aber sah es ebenso unschuldig aus wie die andern auch. Die Nordlandboote erschienen so schlank und leicht neben den Stavåinger Booten, sie krümmten den Vordersteven, als würfen sie den Kopf zurück, ehe sie in Sturm und See hineinschossen.

Die Stavåinger waren schwerfälliger in den Linien und größer, aber wie sie so dalagen, schienen sie zu den Nordlandbooten zu sagen: „Gibt es eines Tages Unwetter, so kannst du Gott danken, wenn du mich in der Nähe hast!“

Kristaver aber sah nur die „Robbe“ an. Es war zwischen ihm und dem Boot jetzt ein Verhältnis wie zwischen Pferd und Reiter. Es war, als erwarte er, das Boot müsse ihn kennen und ihm entgegenwiehern.

Er wendete sich um und ging in seinen leichten Landstiefeln zu den Häuserreihen hinüber. Der Geruch des Fischerplatzes ließ seine Nüstern erbeben, er machte ihn stets wieder so jung und weckte so viele Hoffnungen. Wenn es nun in diesem Jahre einen großen Fang gab...

4. Der Fang.

Endlich war der erste Fischtag, und lange, ehe es hell wurde, lag die Fischerflotte in dichtem Schwarm vor der Ausfahrt in die offene See und wartete, daß die Signalflagge von der Aufsicht gehißt werden solle. Die Ruder rieben sich knarrend aneinander, ein Boot rampte gegen den Nachbarn und wurde zugleich von der anderen Seite eingepfercht. Schimpfworte und Flüche erfüllten die Luft, alle wollten zuerst hinaus. Da ... jetzt geht die Flagge hoch, und war vorher Gedränge, so gibt es jetzt wirklich Spektakel, Ruder werden zerbrochen, Geheul und Geschrei ertönt, hier und da fährt ein Bootshaken in die Höhe, um zu schlagen.

Eine frische Brise strich von Süden her über den Westfjord, und jetzt ging die Flotte mit all ihren Segeln hinaus, und die Boote wiegen sich auf den langen Wellen. Aber unter dem Himmel im Südwesten sah Lars etwas. Ein Stück Land mit Bergen lag dort allein weit draußen im Meer, und jetzt hatte es sich über das Meer emporgehoben und schwebte in der Luft wie ein Riesenvogel. Er starrte hinüber, das war unglaublich, aber er sah wirklich einen Streifen gelben Himmels zwischen Bergen und Meer. „Was in aller Welt ist das?“ rief er und deutete hinüber.

„Das ist Vaeröya“, sagte Kaneles, „und wenn du dich drüber wunderst, daß die Insel jetzt oben in der Luft schwebt, so ist das eine Luftspiegelung.“

„Eine Luftspiegelung“, wiederholte Arnt Asan, der ebenfalls hinüberschaute und an seinem Priem kaute.

„Wir nennen das eine Spiegelung, jawohl. Wartet nur ab ... hier beim Lofot wird es viele Spiegelungen geben.“

Das Meer war übersät mit weißen und lohfarbenen Segeln. Sie steuerten nach denselben Bänken, wohin die Vorfahren viele Jahrhunderte lang gefahren waren, und die Fischergründe erstreckten sich meilenweit längs der Lofotwand und lockten die Bootschwärme aus allen Fischerplätzen an, bis hinaus zum Moskenaesstrom, weit draußen im Westen.

Sie hatten Peilung an den Lofotbergen und auch im Norden, so daß sie bestimmen konnten, wo die Neze über Bord sollten, und als sie endlich die Segel back holten und an ihrem Ziel waren, hatte sich der dünne Frostnebel gelichtet, so daß der Westfjord seine ganze gewaltige Fläche ausbreitete. Fern, fern im Osten sah man die Berge des Festlandes wie einen weißen, wogenden Strich zwischen Himmel und Meer.

Aber im Westen lag die Lofotwand selber, hoch und mit weißen Gipfeln, gleich mächtigen Schneewächtern, die sich immer weiter in das große Meer hineinzogen. Und an Holmen und Schären ein Lärm von der Brandung und von kreischenden Vogelschwärmen.

„Los!“ befahl der Bootsführer, und das Segel wurde gestrichen. Die Ruder wurden ausgelegt, die schweren Lofotbootsruder, mit denen nur erwachsene Männer so umgehen können, daß es ausreicht.

„Los!“

Die Sonne mit der Merkstange oben ging über Bord und zog das lange Tau mit. Sie wogte auf und nieder auf der See, blieb weiter und immer weiter zurück, und immerfort rasselte das Tau über die Rolle am Bootstrande und wickelte sich ab, während sie weiterruderten. Jetzt war die Sonne schon so weit hinter ihnen, daß sie kaum noch zu sehen war, und endlich nahm auch das Tau ein Ende, und der graue Strom von Nezen mit Senksteinen und Glasfugeln begann sich auszuspinnen.

Das Netz strömte über Bord, schwamm auf der See ein Stück hinter dem Schiff, sank dann aber unter und verschwand in der Tiefe, und die Wellen darüber waren grau wie vorher.

Nun beginnt der Gang. Der Bootsführer blickt auf diese Neze, die in die Tiefe hinunter sollen und den Verdienst heraufholen müssen. Er sieht vielleicht in Gedanken die lange, graue Küste, endlose Mengen von Meilen südwärts. Viele Hüften sind es, wo Frauen und Kinder den Winter über sitzen und darauf warten, daß der Vater blanke Schillinge verdienen soll. Ist das Edvind Hansen vom Barangerfjord droben, der da hinten in seinem schlanken Boot sich wiegt? Ja, ja, der Mann hat drei Familien, die das Losboot ernähren soll, und die drei, vier andern an Bord haben wohl auch ihre Angehörigen.

Ein solches Nordlandboot fährt, so klein es ist, für manches Haus.

Die Segel herunter, die Ruder ausgelegt; die Sonne wird an Bord gehoben. Das war für Lars ein großer Augenblick. Jetzt sollte er die Losotneze heben helfen. Es kann ein guter Gang und ein schlechter Gang werden, Wohlstand oder Not, alles hängt davon ab, was in den Nezen ist. Und jetzt wollen wir sie hochziehen. Ja, jetzt fangen wir an zu ziehen.

Lars saß am Ruder, um das Boot auf derselben Stelle zu halten, aber er blickte auf das Tau, das jetzt über die Rolle sauste, daß das Wasser sprühte. Und nun wird es schwerer, mehrere Männer müssen zugreifen, jetzt beginnen die Neze sich aus der Tiefe zu heben — jetzt beginnt der Gang.

Der Vater hatte das Steuer losgelassen und hielt die Gaff in der Hand, bereit, die losen Fische an Bord zu reißen. Und die andern Männer zogen und zogen, und ihre Gesichter sprachen nicht davon, daß sie jetzt den Verdienst aus der Tiefe hervorholten, nein, sie waren nur von dem Gedanken erfüllt, etwas Schweres an Bord zu bekommen, holt auf ... zieht! ahoi!

Jetzt kommt eine graue Masse über die Rolle — das erste Netz. Es trieft ... und die mächtigen weißen Gausstahdschuhe der Männer sind bald ebenso naß wie die Neze, aber die Rücken krümmen sich, die Beine stemmen sich ein, die Gesichter verzerrten sich, dies ist schwer ... holt auf ... ahoi!

Die Netzreihe ist Hunderte von Klaftern lang, jetzt hängt sie schräg in die Tiefe hinein, schwer, sie will durchaus wieder hinunter und Elezeus und Henrik Rabben mit über Bord nehmen, aber die beiden stemmen sich dagegen und ziehen und gewinnen die Oberhand, und die Rolle saust herum und spritzt Wasser umher. Aber das erste Netz ist leer. Es hat eine Lustreise eßliche Duzend Klaster in die Tiefe hinein gemacht und sich umgeschaut — jetzt erzählt es, daß es nichts gesehen hat.

Sechs Mann im Boot verstehen das ganz genau, und wenn die andern Neze dasselbe erzählen, wozu liegen sie dann hier auf dem wilden Meer und frieren und plagen sich?

Sie ziehen noch immer, und endlich kommt etwas Lebendiges an Bord, der erste Kabeljau in diesem Jahr. Dem grauen Fisch mit dem hellen Bauch, dem breiten Maul und den toten Augen scheint es ganz einerlei zu sein, ob er etwas zu fressen bekommt oder selber gegessen wird. Henrik Rabben nimmt ihn aus dem Netz und hält ihn einen Augenblick am Maul, den Schwanz nach unten, in die Höhe. Ein mittelgroßer Kabeljau. Aber es ist der erste in diesem Jahr.

Sie zogen Stunde für Stunde. Der Schweiß rann. Es kamen noch einige Fische in langen Zwischenräumen. Vielleicht waren es im ganzen etwa hundert, als das letzte Netz an Bord war.

Das Schneegestöber hatte nachgelassen, und während sie die Neze wieder auslegten, wurde es kälter. Es war Landwind, so daß sie den meilenlangen Rückweg nach dem Fischplatz unentwegt kreuzen mußten. Kälter und immer kälter wurde es, und die Männer, die beim Netzeinholen geschwitzt hatten, mußten jetzt im Boot stillstehen und die nassen Hemden am Körper gefrieren lassen.

5. Heimfahrt.

In diesen Tagen strichen kleine Scharen von Walfischen draußen im Westfjord umher, sie schossen prustend und schnaufend unruhig hin und her. All dieser Hering im Fjord hatte sie in Erregung versetzt, aber sie wagten sich nicht hinein, die Schiffe, die Boote, all das Leben im Fjord hielt sie in offener See, zwang sie aber doch, in der Nähe zu bleiben; denn dort drinnen im Fjord zappelte alle Herrlichkeit der Welt. Aber das Meer ist ein guter Lautleiter, man hörte den Lärm dort drinnen auf mehrere Meilen Abstand, sie mußten sich noch einige Tage gedulden. Aber wie lange sollten sie warten?

Eines Morgens sah eine Schute, die von Esvoldbaer nach dem Fjord unterwegs war, ein Schauspiel — der Heringschwarm stieß aus dem Fjord heraus und wieder ins Meer hinein. In den Westfjord ergoß sich ein breiter Fluß von kleinen Heringen, und in der Luft begleiteten ihn kreischende Jüge von weißen und grauen Vögeln.

Und jetzt war der Wal da. Wie der Schäferhund, der sich der Herde anschließt, kam er heran und schwamm mit. Aber nun nahm er es mit Ruhe. Es bedurfte nicht vieler Schwanzschläge, um mit dem Heringschwarm Schritt zu halten, jetzt brauchte er nur den Mund zu öffnen und sich zu versorgen und langsam mitzurudern und sich noch besser zu versorgen. Mehrere Meilen meertwärts sah man Gischt aufsprühen — da kamen die andern. Und jetzt gingen die vielen Milliarden kleiner Heringe wieder nach Westen, hin über die unendlichen Flächen des Ozeans.

Aber eines Tages wird der Schwarm sinken. Der Wal taucht, kommt ihm noch nah und taucht dann wieder empor. Aber der Schwarm sinkt tiefer — und nun kann der Wal nicht mehr mit. Dann spürt er nur noch, wo der Hering zieht und rudert langsam an der Oberfläche mit. Am Morgen pflegt sich der Schwarm für eine Weile an die Oberfläche zu heben, und das gibt ein gutes Frühstück. Aber schließlich sucht der Hering Tiefen auf, aus denen er sich in diesem Jahre nicht mehr hebt. Und dann legt der Wal sich zur Ruhe und verdaut.

Er liegt wie ein Schiff ohne Takelage auf der Meeresfläche und hält vielleicht ein Mittagsschläfchen. Es macht müde, mehrere Tage hintereinander zu prassen. Aber dann eines Morgens zuckt er zusammen, weil er eine eigentümliche Bewegung des Wassers spürt. Er ist auf einmal ganz wach, öffnet die kleinen Augen, horcht auf. Das Meer ist ein guter Lautleiter, und jetzt meldet es einen Feind, den der Wal nur zu gut kennt, den Delfin; er ist noch einige Meilen entfernt, aber er hat die Beute schon gewittert. Mit einem gewaltigen Schlag des Schwanzes schlägt der Wal eine andere Richtung ein und begibt sich auf die Flucht; aber der Delfin ist ein guter Reiter, und in einigen Stunden gibt es eine wilde Jagd über das unendliche Meer hinweg.

Am Tage, nachdem der Hering fortgezogen war, war der Fjord auch leer von Fischen. Und von Boot zu Boot hörte man die gleichen Rufe: „Habt Ihr etwas gefangen?“ — „Nein, und Ihr?“ — „Nein, hier ist nichts.“ — „Hier auch nichts.“ — „Er ist fortgezogen.“ — „Ja.“ — „Es ist vorbei.“ — „Ja, es ist vorbei.“

Nun zerstreut sich das dichte Heer von Fahrzeugen und Booken. Aber es ist noch zu früh, heimzureisen, deshalb suchen die meisten ihre gewohnten Fischerplätze wieder auf, wo vielleicht in den nächsten Wochen noch auf einen Schwarm zu hoffen ist.

Und wieder liegt der Fjord leer und ohne Leben da. Die Strömung rauscht zur Zeit der Flut hinein und zur Zeit der Ebbe heraus, aber sie strammt kein Ankertau mehr. Und an den toten Ufern sieht man hier und da eine Plankenhütte, die die Männer nicht mit an Bord hatten nehmen mögen.

Fränkische Reichsstädte.



Am Markustor in Rothenburg o. d. Tauber.

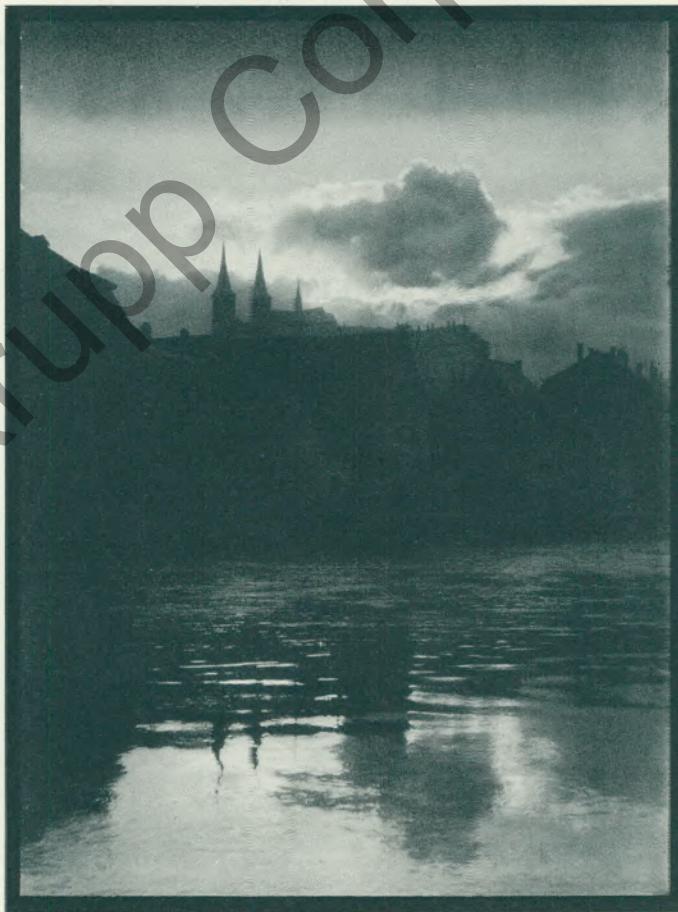
L. P. M.

Dem Frankenlande, dem deutschesten Gebiet Mitteldeutschlands, ist nicht die lachende Fröhlichkeit des Oberlandes, nicht die stolze Bodenständigkeit der Tiefebene zu eigen, und doch ist es gleichsam das Herz des deutschen Volkes, der deutschen Landschaft und der deutschen Geschichte. Das Weltgeschehen der Jahrhunderte ist über das fruchtbare, volkreiche und städte- reiche Land gegangen und hat ihm wohl schwere Wunden geschlagen, seine Städte aber groß und mächtig gemacht und ihre Kultur zur höchsten Blüte entfaltet. Noch heute sind die alten fränkischen Reichsstädte zuweilen mittel- alterlicher Baukunst, Denkmäler einer künstlerisch, kul- turell und historisch hochbe- deutsamen Zeit.

Zwei Flüsse geben der ziemlich einförmigen Ebene Mittelfrankens ihr Gepräge: die Rednitz, die in ihrem späteren Lauf den Namen Regnitz führt, und die Pegnitz. Von den hügeligen Ufern der Regnitz herab schaut Bamberg ins Land, über die Pegnitz spannt Nürnberg seine malerischen Brücken und Stege. Macht und Glanz kirchenfürstlichen Regimentes sind der Ruhm Bambergs, der des alten Nürnberg: Kultur, Kunst

und hoher Bürgersinn. Mehr denn je ist heute Nürnberg eine Wunderstadt. Mitten im großstädtischen Getriebe, zwischen Industrie und Handel hat sich die vieltürmige Alt- stadt, die sich um ihre hoch- ragende Burg schart, in ihrer ganzen Schönheit und Alter- tümlichkeit erhalten. Die herrlichen Kirchen, die Häuser mit ihren Erkern und Gie- beln, den eisenbeschlagenen Toren und den winzigen bleiverglasten Fenstern spre- chen zu dem Spaziergänger, als seien die Jahrhunderte an ihnen spurlos vorüber- gegangen, als beherbergten sie noch die Zeitgenossen des Albrecht Dürer, Peter Vischer und Hans Sachs.

Im Gegensatz zu der aus- gesprochen altdeutschen Bau- art Nürnbergs steht Bam- berg, die Stätte der roma- nischen Baukunst und des Barock. Das Wahrzeichen der Stadt, der sie hoch über- ragende Dom, ist eine der schönsten deutschen Kirchen und zeigt die Eigentümlich- keiten des Überganges vom romanischen zum gotischen Stil. Das Innere des Domes birgt hochinteressante Kunst- denkmäler, besonders Stein- bilder und viele Bischofs- gräber. Vielbewegt und be- deutsam war die Geschichte der bischöflichen Residenzstadt,



Der Dom zu Bamberg.

L. P. M.

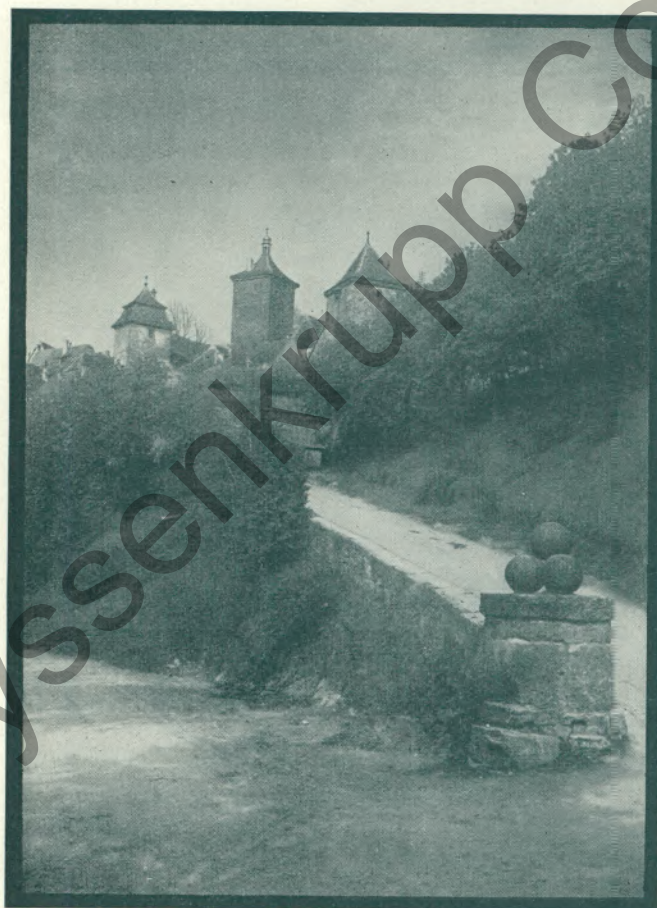
in deren Mauern Reichstage und Konzile die Geschichte des deutschen Reiches berieten.

Fernab von dem Fremdenstrom, der sich allsommerlich hauptsächlich nach Nürnberg ergießt, hart an der schwäbischen Grenze, träumen zwei altesthürmige Reichsstädte von einstiger Macht und Herrlichkeit: das kriegerisch-ernste Nördlingen und das bürgerlich-freundliche Dinkelsbühl. Schon die mächtigen Befestigungsanlagen, die Gräben und Wälle, die trostigen Türme und überdachten Wehrgänge Nördlingens zeugen von dem Bürgertroß und Verteidigungswillen der alten Reichsstadt, deren Gründung man den Römern zuschreibt, und deren Geschichte bis in das neunte Jahrhundert zurückreicht. Kriegerisch und wehrhaft war die Vergangenheit der Stadt, bis sie im Jahre 1802 ihre Reichsunmittelbarkeit verlor und dem bayrischen Staate einverleibt wurde. Nun ist es still in Nördlingen geworden, aus der bedeutsamen freien Reichsstadt wurde das bescheidene entlegene



Nürnberg: Partie an der Pegnitz. L. v. M.

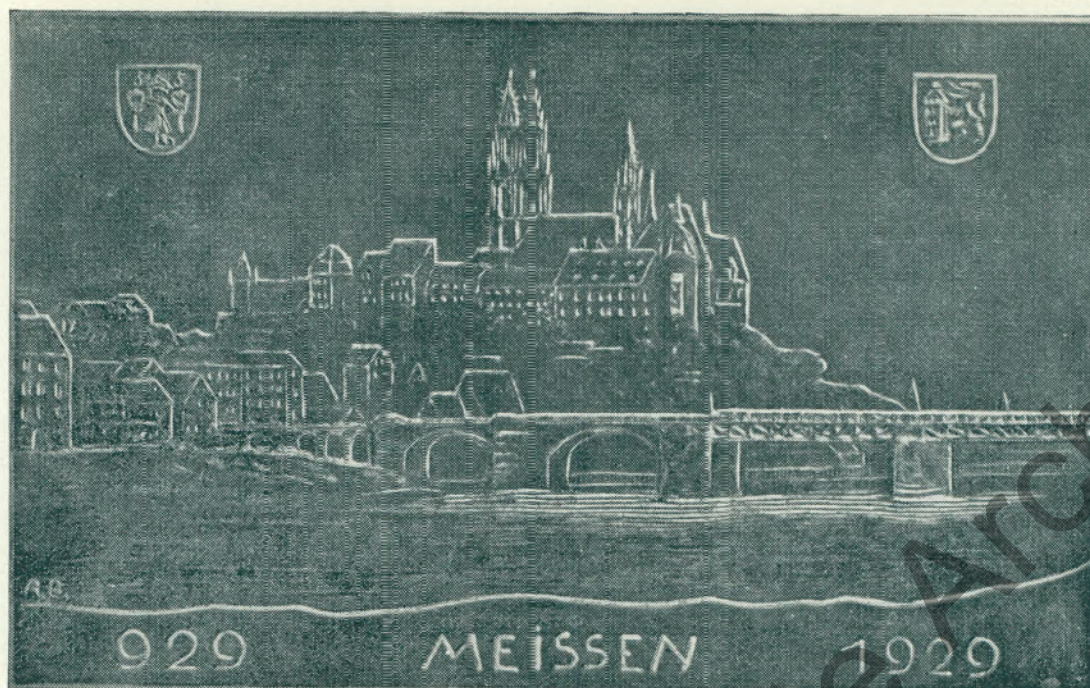
Grenzstädtchen. Ein ähnliches Schicksal hat das benachbarte Dinkelsbühl, welches, der berühmten Zauberstadt Rothenburg ähnlich, seine eisenumrankten Türme und Mauern in den stillen Fluten der gemächlich dahinfließenden Wörnitz spiegelt. Dinkelsbühl zeigt dem Besucher das redestimmungsvolle Bild einer alten fränkischen Stadt, denn keine der vielbesuchten Touristenstädte wirkt so traulich, so unmittelbar wie das gemütlich-behagliche Bürgerstädtchen Dinkelsbühl. Sein Wert und seine Schönheit liegen nicht in historischen Erinnerungen oder besonders bemerkenswerten Kunstschätzen, sondern in seinem Gesamteindruck, der den Fremden, welcher am stillen Abend die winkligen Gassen durchwandelt, vergessen läßt, daß er in der Zeit der Autos und Flugzeuge lebt, und ihn einspinnt in den romantischen Zauber der alten Städte des schönen Frankenlandes.



Worm Kapollzellertor in Rothenburg.



Das Wörnitztor in Dinkelsbühl.



1000 Jahre Stadt Meißen.

Jubiläumsplakette der Mitteldeutsche Stahlwerke A. S., Saachhammer.

Preis der Plakette in Eisenkunstguß (Hoch- oder Querformat 90 x 145 mm) 2,75 RM.

ergriffen werden; man braucht sich nur an die Cholera in Hamburg (1892) und an den Typhus in Selsenkircher (1901) zu erinnern. Flußwasser muß, um trinkbar zu werden, stets filtriert werden, gewöhnlich durch lang-sames Durchrieseln großer, aus Sand und Kies errichteter Flächen, die die schwebenden Sickerstoffe des Wassers zurückhalten. Solche Anlagen finden sich u. a. in Hamburg, Bremen, Altona und Magdeburg.

Wir sagten schon, daß es ohne Wasser kein Leben gäbe, weil der Lebensprozeß ein chemischer Vorgang ist und die meisten chemischen Reaktionen sich in Lösungen, insbesondere in wässrigen Lösungen, vollziehen. Fehlt es unserm Organismus an Wasser, dann stellt sich ein Durstgefühl ein, und wir trinken, um dem Körper die für Verdauung, für Ab- und Aufbau der in den Speisen aufgenommenen chemischen Verbindungen notwendige Flüssigkeit zuzuführen. In allen unseren Nährstoffen, in den „Lebensmitteln“, sind verhältnismäßig große Mengen Wasser enthalten. Wir erkennen dies aus der folgenden kleinen Tabelle:

Fleisch, mager	70 bis 80	%	Wasser
Fleisch, fett	40	50	%
Fische	80	80	%
Obst und Gemüse	80	95	%
Mehl, Reis, Teigwaren	11	15	%
Brot	35	40	%

Wir kaufen also oft recht viel Wasser mit unserem täglichen Brot! Aber es ist gut so, denn die aus dem Körper ausgeschiedene Wassermenge beträgt etwa 2½ Kilogramm im Tag und muß natürlich stets ersetzt werden; weil der Mensch aber in dieser Zeit gewöhnlich nur 1 Liter Wasser trinkt, muß der Rest eben mit den Speisen aufgenommen werden.

Ähnliche Verhältnisse, doch augenfälliger, finden wir in der Pflanzenwelt; es ist ja allgemein bekannt, daß jede Pflanze verwelkt und abstirbt, wenn sie ohne Regen und ohne

Bewässerung bleibt, und daß sie andererseits grünt und gedeiht und erhöhten Fruchttrag abwirft, wenn sie regelmäßig begossen wird.

Regen und Tau reichen aber oft nicht aus, den vollen Wasserbedarf der Vegetation zu decken, und man ging darum (vor allem in Deutschland seit Beginn dieses Jahrhunderts) daran, durch künstliche Veriefelung von Gärten und großen Feldern den Pflanzen so viel Wasser zuzuführen, als sie benötigen; sie haben sich überall dankbar erwiesen, indem sich ihre Erträge — insbesondere bei Roggen, Hafer, Gerste, Sommerweizen, Gemüse, Obst und Kartoffeln — sehr erhöhten!

Die Abwässer der Haushalte und ganz besonders die vieler Fabriken müssen, ehe sie in Flüsse abgelassen werden, oftmals gereinigt werden, wenn das Flußwasser nicht für Fischzucht und Ackerbau, die Gesundheit und die weitere Benutzbarkeit in anderen Städten und Fabriken, die am Flußlauf liegen, schädlich oder gar unverwendbar sein soll. Meist behilft man sich so, daß man die Abwässer in Klärteichen „absetzen“ läßt, ehe sie in die Flüsse gelangen. Der deutschen Industrie ist aber auch damit nicht geholfen, denn sie erhält in ihren Endlaugen so gewaltige und bisher unverwertbare Mengen Chlormagnesium, daß z. B. der Härtegrad der Weser und Elbe langsam, aber doch ständig steigt und einmal der zulässige Härtegrad dieser Wässer überschritten sein wird. Und dann? Diese Frage hat schon vielen Leuten Kopfzerbrechen bereitet. . . . Großstädte, die ja auch gewaltige Mengen Abwässer Tag um Tag abzuführen haben, behelfen sich oft durch Errichtung von Veriefelungsanlagen. Die größte der Welt besitzt Berlin: zwölf geschlossene Kanäle („Radialsysteme“ mit Pumpwerken schaffen die Kanäle, Regen-, Küche- und Fäkalwässer in unterirdischen Rohrleitungen zu den Rieselgütern, die Gemüse-, Getreide- und Obstkulturen tragen, auf 14 000 Hektar Fläche, d. i. viel mehr, als das Stadtgebiet selbst umfaßt! Dabei erweisen sich die verfügbaren Ländereien als noch zu klein, sind doch 250 Liter Abwässer je Kopf und Tag abzuleiten.

Technische Gedenktage.

7. 7. 1854 starb zu München Georg Simon Ohm, der als Lehrer der Mathematik und Physik in Bamberg und Köln erfolgreich wirkte. Dann lebte er einige Jahre als Privatmann und entwickelte in dem nach ihm benannten Gesetz die Zusammenhänge zwischen Spannung, Stromstärke und Leitungswiderstand. 1833 berief ihn Ludwig I. von Bayern als Professor der Physik und später auch der Mathematik an die polytechnische Schule in Nürnberg. Hier machte er noch Untersuchungen über die Schwingung tönender Körper und entdeckte dabei, daß fast alle Töne aus mehreren, übereinander lagernden Schwingungen bestehen.

11. 7. 1897 stieg der Schwede Andree in Spitzbergen mit einem Luftballon auf, um den Nordpol zu erreichen. Der Ballon faßte 5100 cbm Gas und war für die damalige Zeit bestens ausgerüstet. Andree, der die Fahrt mit zwei Begleitern unternahm, ist seitdem verschollen.

12. 7. 1851 starb Louis Jacques Mandé Daguerre, ein Wegebauer auf dem Gebiete der Photographie. Von Beruf Maler, beschäftigte er sich mit verschiedenen Erfindungen und versuchte u. a., das Bild in der Camera obscura festzuhalten. 1829 schloß er sich zu gemeinsamer Arbeit auf diesem Gebiete mit N. Niepce zusammen. Daguerre stellte fest, daß kurze Lichteindrücke auf Jodsilber durch Räuschern in Quecksilber sichtbar gemacht werden können, da sich die Dämpfe nur an den belichteten Stellen niederschlagen. Auf diese Weise konnte man direkt auf der in der Kamera belichteten Platte ein positives Bild erzeugen (Daguerreotypie). Daguerre ist daher nicht der Erfinder der heutigen Photographie, sondern des Entwicklungsprozesses.

17. 7. 1827 wurde in London Frederic Augustus Abel geboren. Er war Chemiker an der Königl. Artillerie- und Ingenieur-Schule und später Direktor der chemisch-technischen Anstalt des Kriegsdepartements zu Woolwich und hat sich besondere Verdienste erworben um die wissenschaftliche Durchdringung der Sprengstoffe.

18. 7. 1665. Geburtstag des Physikers Robert Hooke. Er war Professor in London, später Sekretär der Royal Society. 1658 erfand er die Spiralfeder (Uhr) der Taschenuhr, 1666 die Weingeistlibelle, 1684 den optischen Telegraphen und wurde durch seine Untersuchungen über die Schwere ein Vorläufer Newtons. In seiner „Micrographia“, die im Jahre 1665 erschien, behandelt er auch die Untersuchung der Stoffe mit Hilfe des Mikroskops. Das Hooke'sche Mikroskop (vgl. obestehende Abbildung) ist das älteste zusammengebaute Mikroskop, von dem wir eine Abbildung besitzen.

20. 7. 1866 starb in Celasca am Lago Maggiore Bernhard Riemann, ein namhafter Mathematiker. Er war seit 1857 Professor in Göttingen und ist der Mitbegründer der modernen Funktionentheorie geworden.

23. 7. 1918. Todestag von Ludwig Beck. Er entstammte einer alten heßischen Offiziersfamilie und studierte in Heidelberg Chemie sowie in Freiberg und Leoben Hüttenkunde. Ende der sechziger Jahre über-

nahm er die Rheinhütte bei Biebrich, die er in rastloser Tätigkeit zu einem blühenden Unternehmen machte. Beck's Name ist vor allem bekannt geworden durch seine fünfbandige „Geschichte des Eisens“, die nicht nur eine reine Fachgeschichte ist, sondern die auch die Wechselwirkungen zwischen den technischen Entwicklungen und politischer und Kulturgeschichte feinsinnig darlegt. Beck's „Geschichte des Eisens“ ist ein Werk, das von keinem Kulturvolk der Erde erreicht oder gar übertroffen worden ist.

27. 7. 1844 starb in Manchester John Dalton, der die chemische Atomtheorie aufstellte und ausbildete. Daneben machte er noch wertvolle Untersuchungen über Gase, besonders über ihr Verhalten bei Temperaturänderungen und bei ihrer Absorption durch Wasser und andere Flüssigkeiten, wobei er das nach ihm und Henry benannte Gesetz fand, nach dem die absorbierte Menge Gas dem darauf lastenden Druck proportional ist.

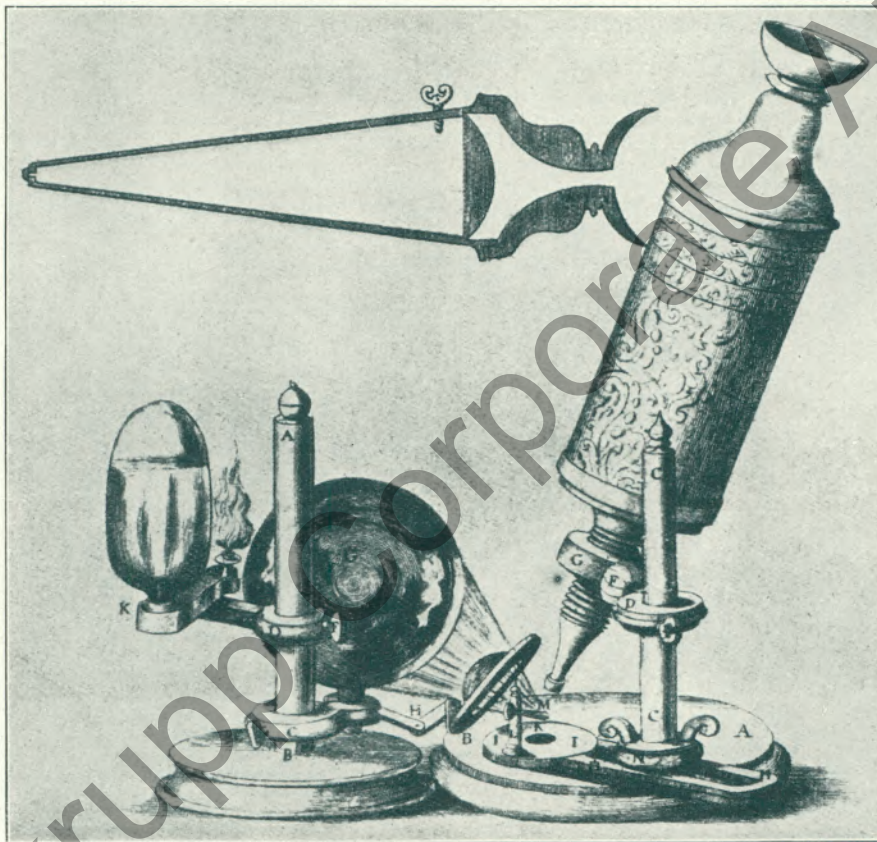
27. 7. 1854 wurde zu Brandenburg Karl Paul Goerz geboren, der Begründer der bekannten optischen Werke. Als er sich im Jahre 1886 selbständig machte, erkannte er die Entwicklungsmöglichkeiten der damals beginnenden Liebhaberphotographie und brachte entsprechende Objektive auf den Markt. Bereits 1889 wurde eine Vergrößerung des Betriebes notwendig, der im Jahre 1894 und nochmals im Jahre 1898 immer wieder wegen Raummangels verlegt werden mußte. 1892 brachte er das Doppel-Anastigmat heraus und 1897 das erste Prismenfernrohr. 1902 gelang es, das erste Rundblickfernrohr fertigzustellen, dem nun bald andere optische Instrumente für Armee- und Marinezwecke folgten.

27. 7. 1914 wurde zu Mülheim a. d. Ruhr das Kaiser-Wilhelm-Institut

für Kohleforschung eingeweiht, das seitdem durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Kohleveredelung eine fruchtbringende Tätigkeit entfaltet. Gerade die in neuerer Zeit im Vordergrund des Interesses stehenden Verfahren zur Verflüssigung von Kohle haben in diesem Institut ihre besondere Pflege erfahren.

31. 7. 1803. Geburtstag von John Ericsson, der die Heißluftmaschine erfand, auf die man anfänglich große Hoffnungen setzte. Ericsson ist weiter bekannt geworden durch den Bau des ersten Monitors, dessen Rumpf fast gänzlich unter Wasser lag, während er über Wasser nur einen Panzerturm mit schweren Geschützen zeigte. Der Monitor entschied damals den Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten zugunsten der ersteren.

31. 7. 1847 fertigte Krupp eine Patentzeichnung für ein Geschütz aus Gußstahl an, die nebst einer Beschreibung der Deputation für Handel und Gewerbe am 17. August des gleichen Jahres zur Begutachtung gestellt wurde. Aber erst nach zwei Jahren, am 27. September 1849, erhielt Krupp auf die Dauer von sechs Jahren ein Patent auf das von ihm konstruierte Geschützrohr, nachdem er im Jahre vorher (1848) bereits ein Geschütz nach seinem System angefertigt hatte.



Mikroskop von Robert Hooke.

Aus: „Micrographia“ 1665.



Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Merkwürdig!

Von Ingenieur R. Feder.

Aus der „Umschau“, Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte
in Wissenschaft und Technik, Frankfurt a. Main.

Eine gewöhnliche Glühlampe erstrahlt in vollem Glanze ohne Anschluß an das Lichtnetz; eine auf dem Fußboden liegende Kupferstange zieht Blasen auf der Hand, die sie aufheben will, obgleich das Metall kalt ist; eine Neonröhre überflutet den Raum plötzlich mit ihrem düsterroten Licht, wenn man sie berührt, Meßinstrumente werden überdreht oder zerstört; Menschen, die zu nahe an das neue Gerät kommen, fühlen zunächst eine angenehme Wärme, wie nach dem Genuß von Alkohol, und darauf zunehmenden Schmerz in den Gliedern und Gelenken. Ratten, die man in einem Käfig in die Nähe des Gerätes bringt, werden für eine Zeitlang übermäßig erregt und sterben, wenn der Versuch zu lange dauert.

Die Ursache aller dieser merkwürdigen Erscheinungen ist eine unschuldig aussehende Hochleistungsradioröhre von 15 cm Durchmesser und 60 cm Höhe, die im Versuchslaboratorium der General Electric Company vorgeführt wurde. Die Röhre arbeitet als selbstregelter Schwingungserzeuger auf einer Wellenlänge von 6 m und ist imstande, 10 bis 15 Kilowatt Hochfrequenzleistung abzugeben, eine Leistung, die etwa fünfzigmal größer ist als die Leistung der bisher erzeugten Kurzwellenröhren. Sie ist über ein Kopplungssystem mit einem 3 m langen Kupferstab verbunden, der einen abgestimmten Antennenkreis darstellt und die Leistung von 15 Kilowatt voll in den Raum ausstrahlen kann.

An und für sich bringt die Röhre nichts Neues. Sehr kurze Wellen hat man schon immer erzeugen können, wenn man sich mit geringen Leistungen begnügte. Nur bei langen Wellen waren bisher sehr große Leistungen möglich. Bei der neuen Röhre ist es zum erstenmal gelungen, beides zu vereinigen, d. h. große Leistungen bei kurzen Wellen zu erhalten. Die neue Röhre ist also ein Schritt vorwärts in der Entwicklung des Kurzwellenfunks.

Die oben bereits kurz geschilderten Wirkungen, die beim Betrieb der neuen Röhre auftreten, lassen es aber auch als wahrscheinlich erscheinen, daß die Röhre auch auf anderen Gebieten als dem des Kurzwellenfunks eine Rolle spielen wird. Wenn auch bisher die möglichen Anwendungen der Röhre noch nicht festgestellt sind, so ist doch damit zu rechnen, daß sich solche von selbst einstellen werden, wie das immer geschieht, wenn ein neues Forschungsgebiet betreten wird.

Interessante physiologische Wirkungen sind ja, wie schon erwähnt, bereits beobachtet worden. Man hat z. B. das Verhalten von Ratten und Fliegen im Hochfrequenzfeld studiert. Bei der einer Wellenlänge von 6 m entsprechenden Hochfrequenz von 50 Millionen Herz (50 Millionen Schwingungen in der Sekunde) kann eine Salzlösung in einer Röhre erhitzt werden, wenn man sie in die Nähe des Hochfrequenzerzeugers bringt, und bei annähernd der gleichen Frequenz wird eine Salzlösung von der Dichte des Blutes stark erhitzt. Personen, die in der Nähe des Gerätes arbeiteten, stellten Wärmewirkungen fest, die sich bei größerer Annäherung an das Gerät steigerten. Genauere Messungen, die man mit mehreren Personen anstellte, haben ergeben, daß die Temperatur auf 38 Grad Celsius steigt. Die Versuche wurden bei dieser Temperatur abgebrochen.

Der Direktor der Versuchslaboratorien der General Electric Company, Dr. Whitney, sagte: Niemand kann bei solchen neuen Dingen einen Nutzen voraussagen oder versprechen. Wenn wir aber ein durchaus harmloses Mittel zur Erwärmung des Blutes hätten, so könnte das von Wert sein, da wir Fieber häufig künstlich hervorrufen, um die Genußung einzuleiten, und es kann wohl sein, daß erhöhte Bluttemperatur oder Fieber einer der Naturfaktoren in der Genesung nach ansteckenden Krankheiten ist.

Zu den Überraschungen, die man mit der Hochleistungsradioröhre vorführte, gehörte auch das „Kochen mit Radio“. Ein Draht wurde in einiger Entfernung von der Sendeanenne parallel zu ihr aufgehängt. Eine Wurst, die man in ein Glasrohr gesteckt hatte, wurde an das eine Ende

dieser Empfangsantenne gehängt; sie begann nach wenigen Minuten zu dampfen und erwies sich nach Abnehmen von der Antenne durch die in ihr induzierten Hochfrequenzströme als tadellos gekocht, obgleich kein sichtbares Heizmittel angewandt war. Auch Spiegeleier wurden in dem Glasrohr zubereitet und den Zuschauern heiß angeboten. Ein auf das Ende der Antenne gesteckter Apfel war in kurzer Zeit durch und durch gebraten. Mit einer leicht abgeänderten Anordnung wurden mit Hilfe der durch den Raum empfangenen Ströme Speisen gebacken und Wasser gekocht. Die Tatsache, daß nur ein kleiner Bruchteil der vom Schwingungserzeuger gelieferten 20 Pferdestärken bei diesem Kochen ausgenutzt wurde, tat der Neuartigkeit dieser Kochkunst keinen Abbruch.

Am auffallendsten unter den Kurzwellenwirkungen war der stehende elektrische Lichtbogen, eine getreue Nachbildung des sehr seltenen Kugelblikes. Der Vorführende berührte das Antennenende mit einer Stange, die mit einer Metallzwinge versehen war; sofort stieg ein gräulich-weißer Lichtbogen von 30 cm und mehr Höhe empor. Wenn die Stange weggenommen wurde, blieb der Bogen wie ein Feuerbüschel stehen und spritzte geschmolzenes Kupfer herunter, bis er ausgeblasen wurde. Bei geschicktem Vorgehen konnten an der Antenne gleichzeitig drei solcher Bogen angezündet werden, die den Anblick einer Reihe flammender Gasstrahlen boten. Man konnte sich keinen ungewöhnlicheren Anblick denken als einen solchen mächtigen elektrischen Bogen, der Tausende von Volt verkörperte, und der von selbst auf dem Ende eines Drahtes stand, ohne sichtbaren Rückstromkreis. Kleinere stehende Bogen dieser Art wurden an den Enden einer mehrere Fuß entfernten Empfangsantenne hervorgerufen und boten somit das Bild einer drahtlosen Kraftübertragung.

Da zwischen der General Electric Company und der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft ein Erfahrungsaustausch besteht, kommen die Erfahrungen der General Electric Company auch der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft zugute.

Falsche Installation bedeutet Brandgefahr.

Aus dem „Werksleiter“, Halbmonatsschrift für neuzeitliche
Fabrikanlagen, Betriebsführung und Organisation, Stuttgart.

Wenn es in einer Fabrik gebrannt hat, so ruft alle Welt: „Kurzschluß? Weshalb?“ Weil die Elektrizität trotz ihrer weiten Verbreitung noch als eine geheimnisvolle Kraft angesehen wird, die oft ganz unermutete Wirkungen hervorbringt. Also, belehren! Das kann nützen, tut es aber nicht immer. Ein Beispiel mag das zeigen.

Im Paktraum einer Fabrik, der auf beiden Seiten Fenster, in der Mitte eine Säulenreihe hat, ist im Oberlicht eines Fensters ein kleiner Ventilator mit Gleichstrommotor (etwa $\frac{1}{8}$ PS bei 220 Volt) eingebaut. Der Anlasser dazu befindet sich an einer Säule in etwa Augenhöhe eines mittelgroßen Mannes. Er liegt im Ankerstrom des Motors und hat einen nach unten zeigenden Hebel mit drei Kontaktrasten, die mit „aus“, „halb“, „ein“ bezeichnet sind. Die ursprünglich am Ventilatorgehäuse befestigte Jalousie mußte wegen Klapperns im Winde abgenommen werden. Die Folge davon war, daß bei Stillstand des Ventilators in den sehr kalten Tagen zu Anfang dieses Jahres kalte Luft einfiel und die Arbeiter an den Paktischen unter den Fenstern belästigte. Statt einer Meldung an die Betriebsleitung näherte man den Ventilator samt Motor in ein Sackloch ein, das am Fensterahmen befestigt wurde. — In der folgenden Nacht gegen 2 Uhr (die Arbeit hatte 6 Uhr abends geschlossen und der Schließer hatte nichts bemerkt) sah der Wächter vom Hof her einen Brand hinter dem Fenster, alarmierte die Feuerwehr, und diese erledigte die Sache in einigen Minuten mit einem Minimar und einigen Eimern Wasser, ehe ein etwa 2 m entfernt liegender Holzwohlballen Feuer fangen konnte. Einige Minuten später wäre die Sache ein Großfeuer gewesen.

Was war geschehen? Bei genauer Untersuchung am nächsten Morgen fand man die Sicherung des Lichtstromkreises, in welchen der Ventilator eingeschaltet war, durchgebrannt, ein Teil der Zuleitung war in der Isolation (MNL in Rohr) stark beschädigt. Der Ventilatormotor war in Anker und Feld durch Brand vollkommen zerstört, der Kollektor hatte zwei tiefe, einander gegenüberliegende Brandnarben, die Kohlenbürsten hatten

an ihren Auflageflächen gebrannt, der Schalterhebel des Anlagers stand auf „halb“ und davor zwei aufeinander gelegte Kisten, deren oberste den Hebel in der Stellung „halb“ hielt. — Danach war der Vorgang klar. Abends kurz vor Arbeitsluß waren die Kisten beiseite geräumt worden. Dabei war beim Auseinanderstellen durch Unachtsamkeit der Anlager auf „halb“ geschaltet worden. Der Ventilator konnte aber nicht anlaufen, weil er durch den übergenähten Sack daran gehindert wurde: es wurde deshalb der Fehler nicht bemerkt. Der Strom ging nun stundenlang durch die Bürsten zum Anker und erwärmte allmählich (es waren 27 Grad Celsius Kälte) Bürsten, Kollektor, Anker, bis sich Feuer am Kollektor bildete. Dieses ergriff den Sack und machte den Ventilator frei, der nun zu laufen begann und das Feuer in den Motor hineinzog. Anker und Feld begannen zu brennen, der Sackrest fiel herunter und setzte auf dem Tisch Arbeitsgeräte, den Tisch selbst und das Fenster in Brand. Als die Isolation des Ankers durchgebrannt war, bekam er Kurzschluß, und nun flog die Sicherung heraus; der Brand ging bis zur Ablösung weiter.

Was ist zu lernen?

1. Bringe Jalousien an Ventilatoren so an, daß sie nicht klappern!
2. Nähe keinen Ventilator in einen Sack ein, bevor du nicht seinen Motor von der Stromleitung sicher und vollständig getrennt hast!
3. Bringe Hebelhalter stets an Orten an, wo sie nur mit dem Willen eines damit Beauftragten und mit der Hand eingeschaltet werden können! Und vor allem:
4. Laß bei Arbeitsluß alle Schalter und Anlaser durch einen Sonderbeauftragten dahin nachsehen, daß sie auf „aus“ stehen!

Rechtfertigung der Hausfrau.

Aus einem Artikel von Ruth Steele Brooks, der Gattin eines Professors am Swarthmore-College (U.S.A.), in „The North American Review“.

Wir Hausfrauen sind in hohem Maße die Opfer einer falschen Psychologie, einer Art Inferioritätskomplex. Weil die Vergütung für unsere Arbeitsleistung nicht in bar erfolgt, neigen wir dazu, sowohl die Arbeit als auch die Entschädigung dafür zu unterschätzen. Ich weiß, daß nur zu oft sogar die allerglücklichsten Ehefrauen ihre berufstätigen Freundinnen beneiden. Können wir es anderen zum Vorwurf machen, daß sie geringschätzig über unsere Arbeit denken, wenn wir selbst nicht genügend von ihrer lebenswichtigen Bedeutung überzeugt sind?

Wir sollten unsere Arbeit als den ehrenvollsten Beruf ansehen. Ist er nicht eine Mischung vieler Berufe: Ärztin, Krankenschwester, Diätetikerin, Chemikerin, Köchin, Modistin, Haushälterin, Lehrerin, Innen-Dekorateurin und — in vielen Fällen — Architektin und Landschaftsgärtnerin? All diese Tätigkeiten muß die Durchschnittshausfrau manchmal ausüben. Sie muß Ärztin genug sein, um bei Schnittwunden, Beulen und Ritzschrammen die erste Hilfe zu leisten, genügend Krankenschwester, um ihre Kinder in den ersten Jahren durch die Kinderkrankheiten hindurchzubringen, ganz abgesehen von den ernstlichen Krankheiten in der Familie, wenn das Geld für eine Krankenschwester nicht ausreicht.

Sie muß Diätetikerin und Köchin sein, einige Kenntnisse von Vitaminen und Kalorien und genügend chemische Kenntnisse haben, um mit Stärke und Fetten bekannt zu sein, damit sie einen Speiseteller vernünftig zusammenstellen und die Speisen richtig zubereiten kann. Wenn sie etwas vom Schneidern versteht, so ist das ein Vorteil, und da das meiste für die Familie ausgegebene Geld von ihr ausgegeben wird, so muß sie Materialkennnerin sein und sparsame Wirtschaftsführung verstehen. Was die Erziehung der Kinder anbetrifft, so wird man wohl zugeben, daß die Erziehung im Hause ebenso wichtig ist wie die in der Schule, wenn nicht wichtiger.

Und wenn das Kochen uns langweilig erscheint und wir wünschen, wir brauchten niemals wieder einen Kochen zu sehen, so haben wir doch wenigstens die Befriedigung, daß wir ein vollständig fertiges Produkt schaffen.

Wenn der verheiratete Arbeiter oder Angestellte zur Arbeit und die Kinder zur Schule gegangen sind, ist die Hausfrau ihr eigener Herr. Sie kann sich ihr eigenes Arbeitsprogramm machen. Für sie gibt es keine Kontrolluhr. Sie muß allerdings festgesetzte Stunden für die Mahlzeiten innehalten, aber sonst kann sie sich die Zeit einteilen, wie es ihr gefällt, sich auch einmal etwas Ruhe gönnen.

Dem Beruf der Hausfrau ist eine gewisse Würde eigen, die der Arbeit ihres Mannes und ihrer berufstätigen Schwester fehlt. Der Unterschied liegt in einem gewissen geistigen Etwas — sie muß die Atmosphäre des Hauses schaffen. Der Hausfrau wird Gelegenheit gegeben, alltägliche Dinge anmutig und reizvoll zu gestalten. Sie kann ihren Schönheitssinn walten lassen. Ihr fällt gewöhnlich die Aufgabe zu, die Einrichtung der Zimmer zu bestimmen und Abgenutztes durch Neues zu ersetzen. Auch ist sie zum großen Teil verantwortlich für die Art und Weise, in welcher die Familienmitglieder ihre Mußestunden zubringen. In ihren Kindern kann sie die geistigen Interessen wecken und fördern, und auch in ihrem Gatten kann sie sie lebendig erhalten. Sie kann soviel Zufriedenheit im eigenen Heim schaffen, daß die Familie nicht jeden Abend sofort nach dem Abendessen vor Langeweile ins Kino flüchtet.

Alles in allem genommen, bietet der Hausfrauenberuf wie kaum ein anderer Beruf Gelegenheit zur Entfaltung der mannigfachen Gaben.

Gespräch mit Mussolini.

Aus einem Artikel von Charles Carolea, Professor an der Universität Edinburgh, in „La Revue Belge“, Brüssel.

Im Verlaufe einer Studienreise erhielt ich kürzlich eine Privataudienz bei Mussolini. Wenige Tage vorher war ich von Seiner Heiligkeit dem Papst empfangen worden. Ich war frappiert durch den Gegensatz zwischen dem einfachen Empfang im Chigipalast und dem majestätischen Pomp des Vatikans. Während ein Zeremonienmeister nach dem anderen den Besucher durch eine endlose Zahl von Vorzimmern zum Papst geleitet, wird man im Chigipalast unmittelbar zum Diktator zugelassen.

Als ich ihn bat, mir einige Fragen zu beantworten, erwiderte er: „Selbstverständlich werde ich auf alle Ihre Fragen antworten, ich werde sogar die Fragen beantworten, die Sie nicht stellen, an die Sie aber denken. Ich habe nichts zu verheimlichen. Als ich 1922 die Regierung übernahm, fand ich ein Chaos vor, und ich habe Ordnung geschaffen. Ich fand ein bankrotttes Land vor, und ich habe Wohlstand erzeugt. Mein Land hatte damals im Auslande keinen Einfluß; ich habe ihm allgemeine Achtung verschafft. Als alleiniger Staat unter den Staaten Europas haben wir keine industriellen Unruhen. Wir haben dem Klassenkampf ein Ende bereitet. Wir haben fast vergessen, was ein Streik ist. Wir haben unsere Währung stabilisiert. Die Lebenshaltung der unteren Klassen hat sich gehoben. Unsere Tüge verkehren pünktlich.“

Britische Ideen lassen sich nicht auf italienische Verhältnisse anwenden. Sie in Großbritannien haben ein parlamentarisches System, welches das Resultat Ihrer Erfahrungen und das Produkt vieler Jahrhunderte ist. Unser parlamentarisches System war vom Auslande importiert, das Produkt nur einer einzigen Generation, und hatte in unserem Boden keine festen Wurzeln gefaßt. Sie sind einer der ältesten Staaten Europas, wir sind der jüngste. Sie haben seit langer Zeit ihre nationale Einheit verwirklicht, wohingegen Italien, wie sich manche heute noch Lebende erinnern, nur ein Konglomerat von heterogenen Gemeinschaften war, wo Stadt gegen Stadt und Provinz gegen Provinz stand, und wo der Fremde der Herr der Situation war. Sie haben ein Weltreich, einen weltumfassenden Handel und eine Industrie aufgebaut, die den Erdball umspannt. Unsere Industrien sind von gestern, und unsere Rohmaterialien — Kohle und Eisen — müssen aus dem Auslande eingeführt werden. Ihre Tradition ist eine Tradition des Gesetzes und der Ordnung. Die unsrige ist eine Tradition der Revolution und der Anarchie, geheimer Gesellschaften und Verschwörungen. Wir sind eingeseifelte Individuen. Vor der Einführung des Faschismus hatten wir keine Treue zum Staat. Die Hauptaufgabe des Faschismus war es also, jenen Sinn für Disziplin, jene Hingebung einzuführen, welche die Voraussetzung für ein friedliches und gedeihliches Gemeinschaftsleben sind.“

— „Aber laufen Sie nicht Gefahr, diese Disziplin zu sehr erstarren zu lassen, und riskieren Sie nicht, durch die Umwandlung jene Initiative und jenen privaten Unternehmungsgeist zu entmutigen und zu lähmen?“

— „Aber warum sollten Initiative und Unternehmungsgeist entmutigt werden, nur weil der Staat zufällig stark ist und sein Mechanismus harmonisch und reibungslos funktioniert? Wir sind keine Doktrinaire. Ich habe das staatliche Fernsprechwesen Privatgesellschaften übertragen; ich wäre ebenso geneigt, morgen die Staatsbahnen kapitalistischen Unternehmern auszuliefern, wenn man mich überzeugte, daß der Allgemeinheit aus einer solchen Übertragung ein Vorteil erwachse. Wir lassen allen produktiven Kräften freies Spiel, nur müssen sich alle privaten Interessen strikte der Allgemeinheit unterordnen und sich der Kontrolle des Staates unterwerfen.“

— „Ich gebe zu, Erzellenz, daß die Interessen der Allgemeinheit identisch sind mit denen der einzelnen Arbeiter. Wie aber werden Sie die Arbeitnehmer davon überzeugen, daß ihre Interessen dieselben sind wie die ihrer Arbeitgeber? Und wie veranlassen Sie sie zur Annahme Ihrer neuen Schlichtungsordnung und Ihres neuen Arbeitsrechts, welche der Macht der Gewerkschaften ein Ende bereiten?“

— „Ich behaupte nicht, daß diese Erziehung leicht ist, und daß sie vollendet ist. Alle großen Reformen erfordern Zeit. Aber unsere Arbeiterklassen haben bereits unsere neue Theorie des korporativen Staates als die neue Magna Charta der Arbeit angenommen. Mit dieser Charta beginnt eine neue Epoche in den Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit und, was nicht weniger wichtig ist, in den Beziehungen zwischen Arbeit und Staat. Wir haben uns nicht darauf beschränkt, den ungeordneten Zustand des revolutionären Sozialismus zu bekämpfen, sondern wir haben auch ein Mittel dagegen gefunden.“

Die Stabilisierung unserer Währung hat große wirtschaftliche Schwierigkeiten hervorgerufen. Sie hat unseren Export schwierig gestaltet. Sie mußte im Anfang natürlich eine gewisse Arbeitslosigkeit erzeugen. Löhne mußten herabgesetzt und in manchen Fällen die Arbeitsstunden verlängert werden. Unser Volk hat sich tapfer diesen unvermeidlichen Dingen gefügt.

Seit Jahrhunderten sieht der Staat es als ein Verbrechen an, private Differenzen durch ein brutales Duell auszutragen. War es nicht absurd, noch länger die Regelungen privater Differenzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern durch die noch brutalere und sinnlosere Methode des Streiks zu dulden? Ein unparteiischer Gerichtshof von Sachverständigen, der die Autorität des Staates hinter sich hat, und gegen dessen Entscheidungen es keine Berufung gibt, hat die Differenzen zu regeln.“

Billige Reihenbüchereien deutscher Verleger.

Von Dr. Karl Fuß.

Ein paar Rechenexempel zuvor! Der Besuch eines besseren Kinos auf einem guten Platz kostet 2 bis 3 RM. Um dieselbe Summe können Sie Kellers „Grünen Heinrich“ oder „Goethes Briefe“ oder ein Bilderbuch von deutschen Dornen kaufen. Oder: Sie sitzen in einem Konzertlokal, schlürfen einen Eiscafee, knabbern etwas Gebäck dazu und tauchen einige Zigaretten. Für das Geld, das Sie hierfür anlegen, 2 RM. schätzungsweise, können Sie sich zwei Romane von Fontane oder den Urfaust plus Niecksches Gedichten oder ein Buch über drei Jahrhunderte deutscher Malerei eintun. Bitte, ich sage nichts gegen das Kino, denn es hat doch keinen Wert, ich schwärme selbst für Eiscafee und huldige dem Laster des Rauchens mit Wollust — aber ich bekomme eine Wut, wenn ich immer wieder das Gerede anhören muß: Bücher seien so schrecklich teuer. Das ist Schwindel, meine verehrten Leser! Gewiß, auch die Bücher sind gegenüber der Vorkriegszeit im Preise etwas gestiegen, aber Ihr Schneider, Ihr Metzger, Ihr Friseur hat auch aufgeschlagen, und Sie nehmen es als selbstverständlich hin. Es ist aber tatsächlich so, daß Sie auch heute noch sich die gediegenste Eigenbücherei schaffen können, wenn Sie allmonatlich etwa 1 % Ihres Gehaltes dafür anlegen. Der Beweis? Bitte, hier ist er:

Eine große Anzahl von wagemutigen und verantwortungsbewußten Verlegern bietet Ihnen in den Einzelbänden von großangelegten Reihenbüchereien (ihr Preis schwankt zwischen 40 Pf. und 4 RM.) eine Auswahl aus dem alten und neuen, dem einheimischen und fremden, dem schöngeistigen und wissenschaftlichen Schrifttum. Nicht hoch genug kann diese Tat deutscher Verleger gepriesen werden, die damit zeigen, daß sie nicht nur Kaufleute sind (das müssen sie natürlich auch sein), sondern auch — entschuldigen Sie das viel mißbrauchte Wort — Kulturfaktoren. Anders ausgedrückt: Verleger müssen natürlich auch verdienen, aber nach dem, was sie leisten, „verdienen“ sie es auch!

Es seien hier die wichtigsten dieser Reihenbüchereien aufgeführt. Jede Buchhandlung gibt Ihnen kostenlos Prospekte, die Sie über alle Einzelheiten orientieren. Hier kann aus Raumgründen nur einiges Allgemeine gesagt werden.

Die älteste, in ihrer Art überhaupt einzig dastehende Reihenbücherei ist wohl „Reclams Universalbibliothek“. Über sie braucht nicht viel gesagt zu werden; es gibt wohl überhaupt kaum einen Deutschen, der nicht einmal zu einem Reclamheftchen gegriffen hätte. Aus diesen spottbilligen Bändchen haben wir als junge Menschen die Weltliteratur kennengelernt, haben sie in der Rock- und Hosentasche herumgetragen, stets griffbereit. Wer in den letzten Jahren die Entwicklung verfolgt hat, konnte übrigens mit Genugtuung feststellen, daß der Verlag nicht nur das Vorhandene, Überkommene treulich pflegt, sondern sich auch für das Schaffen der Jungen einsetzt. Kurz und gut: Schon die Lektüre des Verzeichnisses von „Reclams Universalbibliothek“ ist ein amüsanter und instruktiver Spaziergang durch die Kulturen aller Zeiten und Völker.

Für einen geläuterten Geschmack ausgewählt ist die reizvolle, sich bei aller Schlichtheit in schmuckem Gewande vorstellende „Insel-Bücherei“ des rühmlichst bekannten Insel-Verlags in Leipzig, die nun auch schon rund 400 Nummern umfaßt; jedes Bändchen kostet 90 Pf. Romane, Novellen, Märchen, Legenden, Gedichte, Dramen, Briefe, Essays, Abhandlungen — alles ist vertreten. Aufs Geratewohl greife ich ein paar Namen heraus, die bezeugen, daß auch hier neben dem Klassischen, Alten das moderne Schrifttum gepflegt wird: Eichendorff, Björnson, Gogol, Kleiber, Fontane, Gottschalk, Peter Hille, Isoldo Kurz, Ricarda Huch, Selma Lagerlöf, Heinrich Mann, Andersen-Nerö, Albrecht Schäfer, Jakob Schaffner, Wilhelm von Scholz, Stefan Zweig; Dramen von Aeschylus bis Ernst Hardt und Max Mell; Briefe und Memoiren von Luther, Beethoven, Goethe, Lenau, Schubert, Zola, Gorki; berühmte Abhandlungen von Meister Eckart, Jakob Böhme, Lichtenberg, Schopenhauer, Richard Wagner, Hofmannsthal u. v. a. Besonders reizvoll sind einige illustrierte Bändchen und solche in fremden Sprachen. Wie wenige andere, eignen sich die Inselbücher zu schlicht-vornehmen Geschenken, zu kleinen Aufmerksamkeiten (gelegentlicher Erbsatz für Pralinenpackungen und Blumensträuße!)

Umfangreicher (zehn bis fünfzehn Bogen) und etwas stabiler sind „Georg Müllers Zweimarkbücher“ des angesehenen Münchner Verlags, von denen bis jetzt hundert Nummern erschienen sind; gefälliges, schlankes Format, recht zum In-die-Tasche-Stecken einladend, Papier, Druck und Satz einwandfrei, die Einbände solid, graue Leinenrücken mit schwarzem Titelaufdruck, Buntpapierüberzug in wechselnden Farben. Die literarische Auswahl ist gleichfalls glücklich. Ohne ein bestimmtes Niveau zu unterschreiten, wird jedem Geschmack etwas geboten. Goethe, Jean Paul, E. Th. A. Hoffmann, Arndt, Heine, Börne, Hebbel, Keller, Ludwig, Droste, Storm, Stifter sind mit ausgewählten Stücken vertreten, außerdem eine Reihe moderner Hausautoren des Verlags: Bierbaum, Wedekind, Wilhelm Schäfer, Paul Ernst, Weigand, Rüttenauer, O. A. H. Schmitz, Blund, Blei. Auch einige neue, wenig bekannte Namen sind dankenswerterweise aufgenommen.

Auf ähnlichem Niveau hält sich die Sammlung „Die schönsten Erzählungen“ des Verlages Albert Langen in München — saubere Ganzleinenbände, das Stück einen Laler. Wie der Titel schon andeutet, beschränkt sich die Sammlung auf Episches, und zwar hauptsächlich auf das 19. Jahrhundert. Da sind Perlen aus dem Schaffen von Björnson, Jacobson, Strindberg, Maupassant, Tolstoi, Sealsfield, Storm, Hermann Kurz, Gottschalk, Dauthenden, da ist die Krone der Sammlung: Knut Hamsuns schönste Erzählungen. Über 400 000 Bände sind bereits von dieser verdienstlichen, etwa dreißig Nummern umfassenden Sammlung erschienen, Ströme von Anregung, Unterhaltung, Belehrung, Erhebung und Segen davon ausgegangen.

Auch die reine Unterhaltung hat ihr Recht. Ich glaube nicht an den Menschen, der, sei er geistig noch so anspruchsvoll und hochstehend, nicht einmal das Bedürfnis zu „schmökern“ hat. Wir wollen uns nichts vormachen; es gibt Lagen und Stimmungen, wo wir uns durch ein Buch nur entspannen wollen. Und selbst, diese Entspannung erfolgt am besten durch eine möglichst „spannende“ Lektüre, durch „Kriminalromane“. Und es gibt auch in dieser verrufenen Literaturschublade nicht nur Schund, es gibt auch wirklich anständige, gut und fesselnd geschriebene Kriminalromane, zu denen ich die von Georg Müller herausgebrachte Serie rechne. Ich habe einige dieser Bände probeweise gelesen, mit viel Vergnügen. Es gibt Gruselig-Unheimliches und Harmlos-Humorisches darunter. Die Hauptautoren sind die bekannten Eben Elvestad und Frank Heller. Die Bände, farbig kartoniert, kosten 2,20 RM.

Es gibt einige Verlage, oder sagen wir in diesem Falle besser: Verleger, die von ihrer kulturellen Sendung besonders stark ergriffen sind und mit ihren Reihenbüchereien das deutsche Geistesleben geradezu entscheidend beeinflusst haben. Ich denke da z. B. an die herrlichen „Blauen Bücher“ des Verlages Karl Robert Langewiesche in Königstein im Taunus, die in der Mehrzahl Bilderwerke von deutscher Landschaft, deutscher Geschichte, deutscher Kunst bringen mit knappen Einführungstexten hervorragender Sach- und Fachkenner, ohne sich dabei vor ausländischer Kunst zu verschließen. Der Wert dieser „Blauen Bücher“ liegt in der strengen, verantwortungsbewußten Auswahl, und man ist erstaunt und erfreut, aus dem Prospekt zu entnehmen, daß Bände wie „Deutsche Dome“, „Deutsche Burgen und Schlösser“, „Die schöne Heimat“, „Der stille Garten“, „Die gute Einkehr“, „Das Haus in der Sonne“ jeweils 200 000 bis 300 000 Auflage erzielt haben. Es gibt wahrhaftig kaum eine Nische unter diesen Millionen „Blauen Büchern“, die den Weg in das Heim und das Herz des deutschen Volkes gefunden haben. Auch die (im Format etwas kleineren) Textbände der Sammlung enthalten so wertvolle Stücke wie die Volkslieder Sammlung „von rosen ein krengelein“, Auswahlen von Matthias Claudius und Eduard Mörike. — Daß der Verlag durchaus nicht in Altertümerei macht, beweist einer der lekterschienenen Bände „Bauten der Arbeit und des Verkehrs aus deutscher Gegenwart“, der einen glänzenden Überblick über die neueste deutsche Architektur vermittelt und vor allem im Industriebezug besonders Interesse sicher sein darf. — Alle Bände der Sammlung sind steif broschiert, auf Kunstdruckpapier gedruckt und kosten 2,20 oder 3,30 RM.

Mit gleicher Anerkennung läßt sich von den „Büchern der Rose“ des Verlages Wilhelm Langewiesche-Brandt in Ebenhausen bei München sprechen. Auch diese Reihenbücherei stellt sich bewußt in den Dienst der Aufgabe, den Zusammenhang der deutschen Gegenwart mit der Vergangenheit lebendig zu erhalten. Zu einem großen Teile bringen die Bücher der Rose Lebensdokumente unserer großen Männer der Welt- und Geistesgeschichte: Briefe, Proben aus ihren Werken usw., alles durch einen unaufdringlichen Verbindungstext des jeweiligen Bearbeiters zusammengehalten; als Ganzes wird so geboten, was ja auch untrennbar miteinander verflochten ist: Leben und Werk unserer Geistesheroen. Oder es wird eine bestimmte Epoche durch Zeitdokumente verschiedener Herkunft verlebendigt. Der pädagogische Wert solchen Vorgehens liegt auf der Hand. Friedrich der Große, Goethe, Schiller, Kugelgen, Jean Paul, Pestalozzi, Stifter, Kettelbeck, Lenau, Eichendorff, Hebbel, Bismarck u. a. treten auf diese Weise lebendiger vor uns hin, als es, vor allem einem ungeschulten Leser gegenüber, durch eine reine Biographie oder eine reine Darbietung der Werke geschehen kann. Auch Stücke wie die zwei berühmten „Bücher der Ernte“, lyrische Anthologien von bleibendem Wert, mit feinstem Verständnis zusammengestellt, sind darunter, oder etwa die Memoiren der Liselotte von der Pfalz oder neuerdings ein Beethovenroman von Felix von Huch oder zwei Bände, die „offulte“ Materialien zusammentragen. Seit rund einem Vierteljahrhundert sind die „Bücher der Rose“ von allen Bücherfreunden hoch geschätzt; ihre Preise bewegen sich für die kartonierten Bände zwischen 2 und 4 RM., für die Leinenbände zwischen 3 und 6 RM.

Am bewußtesten ist das Ziel, uns deutsche Menschen einer ausgewählten Gegenwart zu den Quellen unserer Herkunft zurückzuführen und dadurch zu geschichtlichem Verständnis zu erziehen, in der einzigartigen Sammlung „Deutsche Volkheit“ des Verlages Eugen Diederichs in Jena ange-

paßt. Sie gliedert sich in die Abteilungen „Mythos“ und „Geschichte“ und will uns sowohl die alten Sagen und Dichtungen unter höherem Aspekt, als Zeugnisse nämlich einer einst vorhandenen deutschen Gemeinschaftskultur und Kulturgemeinschaft, wiederschenken, wie auch, aus derselben Gefinnung heraus, die großen Führergestalten der Geschichte lebendig machen. Von der Heimatkunde her kommt dieses weitgespannte verlegerische Unternehmen — eine Vertiefung des Heimatgedankens erstrebt es, will den Leser erziehen, über Parteidoctrin und traditionslose Mechanistik und Individualistik hinaus Heimat und Volkstum als Quelle der Persönlichkeitsbildung zu erleben. Gerade diese überaus verdienstliche Reihenbücherei müßte eigentlich Band für Band besprochen werden; hier soll nur auf ihre besondere Stellung verwiesen, ihr besonderer Wert hervorgehoben werden; sie sei dem Leser nachdrücklich empfohlen. Die Bändchen sind durchschnittlich fünf Bogen stark, illustriert und kosten in farbigem Pappband 2, in Leinen 2,80 RM.

Auch auf die „Bücher der Bildung“ des Verlages Albert Langen, in Ausstattung und Preis den oben erwähnten „Schönsten Erzählungen“ gleich, sei empfehlend verwiesen; in ihnen wird zum Teil verschollenes oder schwer zugängliches Bildungsgut der Kulturnationen wiederentdeckt. Da ist z. B. ein wunderbarer Band „Die schönsten Essays von Goethe“, zwei Bände „Rom im Mittelalter“ von Gregorovius, ein Lesebuch „Das deutsche Antlitz“, ein Auswahlband von Hermann Stehr oder der hochinteressante Sammelband „Der arbeitende Mensch in der erzählenden Literatur“.

Menschen, die in der Tiefe graben, die Stimmen der großen religiösen Persönlichkeiten hören wollen, mögen zu den Bändchen der bei Georg Müller erscheinenden Sammlung „Religio“ greifen. Die etwa sechs Bogen starken Bändchen (kartoniert 1,80 RM.) bringen nach kurzen Einleitungen das Wesentliche aus Werken etwa von Laotse, Christus, Pascal, Angelus Silesius, Tolstoi.

Zum Schluß sei noch eine Reihenbücherei erwähnt, die, ohne besonderen Obertitel, von dem Verlag Knauer, Berlin, herausgegeben wird. Sie ist etwas bunt gemischt, aber neben mancher Mittelware finden wir auch die großen Werke der Weltliteratur. Ein geringerer Teil ist in Leinenbänden zu dem geradezu verblüffenden Preis von 2,85 RM. erhältlich; mir liegt als Probe ein 832 (!) Seiten starker Band vor: Wilhelm Scherer's berühmte „Geschichte der deutschen Literatur“. Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“, Burckharts „Kultur der Renaissance“ sind in diesem Rahmen zu haben. Sogar Knut Hamsuns Roman „Das letzte Kapitel“ ist erstaunlicherweise dabei. Dieselben Bände, um viele weitere Kostbarkeiten aus aller Literatur erweitert, kosten in Halbleder 3,75 RM., in Ganzleder 4,80 RM. Über hundert Bände schon umfaßt die Sammlung Knauer.

Lange nicht alle Reihenbüchereien deutscher Verleger konnten in dieser knappen Übersicht berücksichtigt werden, aber schon sie hat doch wohl gezeigt, daß auch für den schmalsten Geldbeutel die besten Bücher erschwinglich sind.



Leuchtende Geräusche. — Nebelphotographie. — „Die Stimme seines Herrn“ hängt am Faden. — Fortschritte in der Gießereitechnik.

Es vergeht kein Monat, in dem nicht über neue Erfindungen aus dem Bereich der Meldetechnik zu berichten wäre. Als Schuß gegen Tresorräuber hat man eine Alarmanlage konstruiert, die die leisesten Geräusche auf elektrischem Wege verstärkt und zur Betätigung von Polizeirufanlagen, Klingeln und Lichtsignalen ausnützt. Leider ist das Gerät so empfindlich, daß es auch das Vorbeifahren schwerer Lastwagen usw. registriert und so blinden Alarm erzeugt. Eine andere Sicherungsmaßnahme besteht in dem Einbau eines Periskops in die Wandung des Tresorraumes, die es dem Kontrollbeamten ermöglicht, die Wände von innen abzusuchen, ohne den Raum betreten zu müssen.

In der Luftfahrt hat sich in den letzten Monaten der Rahmen-Eigenpeiler bewährt, der in Verbindung mit der Funkbake des Zielhafens die Ausführung von Flügen ohne Bodensicht ermöglicht. Der Eigenpeiler besteht aus einer drehbaren Rahmenantenne außerhalb der Flugzeugzelle und einem Peilempfänger innerhalb des Flugzeuges. Der Rahmen wird senkrecht zur Längsachse des Flugzeuges eingestellt. Bei zielrichtigem Flug ergibt sich dann das Empfangsminimum, bei Abweichen aus der Richtung verstärkt sich der Empfang der von der Funkbake des Zielhafens ausgesandten Peilsignale.

Kürzlich hat man in Ostpreußen einen erfolgreichen Versuch zur Vernebelung von Industrieanlagen gemacht. Aber auch hier hat die Meldetechnik schon wieder Gegenmittel zur Hand: die ultraroten Strahlen, die eine viel stärkere Durchdringungsfähigkeit für Nebel haben als die dem menschlichen Auge sichtbaren Strahlen. Die ultraroten Strahlen werden durch besondere Scheinwerfer ausgesandt, werden von den „angeleuchteten“ Gegenständen reflektiert, und diese schwachen Strahlen, die aus dem Nebel zurückkommen, vermögen eine Photozelle noch zu erregen. Die englische Marine, die solche Versuche durchgeführt hat, verband die Photozelle mit einem Summier und hat festgestellt, daß die Photozelle auch bei der künstlichen Vernebelung von Kampfeinheiten anspricht. Um allerdings auf dem Lande das Verfahren anwenden zu können, müßte es noch erheblich verfeinert werden; bei dem freien Horizont auf See kann man jeden reflektierenden Gegenstand als Schiff usw. betrachten, auf dem Lande fehlt der freie Horizont und erfordert wieder andere Methoden.

Der drahtlosen Kraftübertragung, die vor kurzem an dieser Stelle in Romanform behandelt wurde, ist man einen kleinen Schritt näher gekommen. In Amerika hat die General Electric Co. eine Hochleistungs- röhre hergestellt, die fünfzigfache Leistung der bisherigen Kurzwellenröhre abzugeben vermag, nämlich 10 bis 15 Kilowatt. Die Wellenlänge beträgt 6 m. Es war möglich, mit einer einfachen Anordnung mit der frei durch den Raum abgegebenen Energie Wasser zu kochen und Speisen zu backen. Natürlich wird nur ein ganz kleiner Teil der Energie ausgenützt, da sich die Wellen ja nach allen Richtungen hin ausbreiten.

Ein anderes Gebiet, auf dem sich die Erfindungen zu überfließen schei-

nen, ist das der Schallplatten. Besonders in England wird eine Gesellschaft nach der anderen gegründet, um solche Verfahren auszunutzen. Die jüngste Gesellschaft will die Tonschwingungen nicht mehr auf eine Platte, sondern auf einen Faden übertragen, um dadurch längere Aufnahmebauer, leichteren Transport und Ausschluß der Bruchgefahr zu erzielen. Es fragt sich aber, ob das Fadenmaterial von den Einflüssen von Temperatur und Feuchtigkeit unabhängig genug ist, um eine gleichmäßige Tonwiedergabe zu gewährleisten. Auch ist es fraglich, ob eine Vervielfältigung nach der Originalaufnahme möglich ist.

Nicht jeder neue Apparat ist allerdings ein technischer Fortschritt. Im Gießereiwesen hat man noch vor wenigen Jahren geglaubt, man könne, um ein hochwertiges Gußeisen zu erzeugen, mit dem alten Kuppelofen nicht mehr auskommen. Es wurden Öfen mit Winderhitzern nach verschiedenen Systemen entwickelt, um auf diese Weise höhere Temperaturen zu erzielen; es wurden Kombinationen von Schachtofen mit flachen vorgelagerten Flammöfen konstruiert. Heute aber hat man gelernt, im Kuppelofen selbst, ohne irgendwelche Sondereinrichtungen ein hochwertiges Gußeisen zu erzeugen. Bis zum Jahre 1925 sahen die Abnahmebedingungen für Gußeisen 18 kg Zerreißezeitigkeit vor, dann wurden sie auf 26 kg gesteigert. Inzwischen hat man in Sonderfällen Festigkeiten von 50 kg erreicht, und die Vertreter der Wissenschaft erklären, daß es gelingen wird, noch bessere Resultate zu erzielen. Die Mittel dazu sind ziemlich einfach: sorgfältige Innehaltung optimaler Eisenzusammensetzung, eine weitgehende Überhitzung über die eigentliche Schmelztemperatur, Regulierung der Abkühlung in den Gußformen usw. Die Erfolge ergeben sich allerdings erst daraus, daß die wissenschaftliche Forschung in jedem einzelnen Falle angeben kann, wie sich bei einem Eisen bestimmter Zusammensetzung diese Arbeitsbedingungen auswirken. Auch mit Zusätzen von Nickel und Chrom zum Gußeisen zur Erhöhung der Festigkeit bei höheren Temperaturen hat man gute Erfahrungen gemacht, die sich in den nächsten Jahren in der Praxis auswirken werden. In diesen unpersonlichen Fortschritten der Technik, die sich allzuleicht der Aufmerksamkeit entziehen, weil auch keine neuen Apparaturen auftraten, stecken riesige volkswirtschaftliche Werte, weil sie sich auf breiter Produktionsbasis auswirken.

Die deutschen Verfahren zur Verschmelzung der Steinkohle zeigen in Deutschland in allerletzter Zeit nur geringe wirtschaftliche Fortschritte, d. h. es werden keine neuen Anlagen gebaut. (Die Anlage auf Mathias Stinnes I/II in Carnap wird endlich um zwei Trommeln erweitert.) Daß die technischen Verfahren gut sind, geht daraus hervor, daß die größte Schmelzanlage der Welt — natürlich in Amerika — nach dem Carnaper Verfahren erbaut wird, also mit schräg gelagerten Doppeldreh-trommeln. Auch das mit Rundzellenöfen arbeitende Pfaffmann-Schmelzverfahren findet in England für den Bau einer Anlage mit 200 Tonnen Tagesleistung Verwendung.



Ein Beweis für die körperliche Erziehung der Industriejugend.

Die Jugendfußballmannschaft des „Lehrlings-Turn- und Sportverein Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft Schalker Verein“ in Gelsenkirchen errang am 7. 2. 1929 die Gau- und Kreismeisterschaft des Kreises 8b der Deutschen Turnerschaft.

Der Sportmonat.

Ein Rückblick auf die Zeit vom 16. Mai bis 15. Juni 1929.

17. 5. 1929. In Los Angeles unterbietet Arne Borg im 440-Yards-Schwimmen mit 4 : 51 Minuten die bisherige Weltbestleistung von Jonny Weismüller um eine Sekunde.
20. 5. 1929. Vor 30 000 Zuschauern tragen im Stadion von Stamford Bridge die Leichtathletikmannschaften des Londoner Achilles-Club und der Kombination Berliner S. C. — Deutscher S. C., Berlin, einen Klubkampf aus, in dem die Engländer mit 61 : 41 Punkten Sieger bleiben. Überraschend ist der Sieg des Berliner Troßbach im 120-Yards-Hürdenlauf über den Olympiasieger Lord Burghley.
21. 5. 1929. Der Chefpiлот der Heinkel-Flugzeugwerke, Rolf Starke, stellt in Warnemünde einen neuen Geschwindigkeits-Weltrekord für Seeflugzeuge mit 1000 Kilogramm Zuladung über eine Strecke von 500 Kilometer auf. Er erreicht eine Geschwindigkeit von 235,9 Kilometer in der Stunde und schlägt hierdurch die bestehenden Weltrekorde mit 1000 Kilogramm über 100 Kilometer, mit 500 Kilogramm über 500 Kilometer und mit 1000 Kilogramm über 500 Kilometer. Der erste Rekord wurde bisher von Deutschland, die beiden anderen von Amerika bzw. Italien gehalten.
23. 5. 1929. Der französische Meisterschwimmer Jean Laris stellt in Paris im 300- und 400-m-Freistilschwimmen zwei neue Landesrekorde mit 3 : 38,8 und 4 : 56 Minuten auf. Diese hervorragenden Leistungen übertreffen bei weitem die deutschen Landesrekorde mit 3 : 46 und 5 : 07 Minuten.
25. 5. 1929. In Paris treffen sich die Schwimm-Mannschaften von „Hellas“ Magdeburg und „SCUF“ Paris zu einem Klubkampf. Die Magdeburger siegen auf der ganzen Linie. Nur im 400-m-Freistilschwimmen kann der Franzose Laris mit der ausgezeichneten Zeit von 5 : 03 Minuten den ersten Platz behaupten.
26. 5. 1929. Der Flugzeugführer Willy Neuenhofen erreicht in Dessau auf einem Junkersflugzeug vom Bremmentyp eine Höhe von 12 739 m und überbietet hierdurch die bisherige Welthöchstleistung des Amerikaners Champion um über 1000 m.
26. 5. 1929. Nach einem Flug von 172 Stunden 34 Minuten unter Führung der Piloten Robbins und Kelly landet das amerikanische Flugzeug „Ford Worth“, nachdem der Weltrekord im Dauerflug mit Betriebsstoffergänzung um 22 Stunden überboten ist. Bisheriger Inhaber dieses Rekordes war die Besatzung des amerikanischen Flugzeuges „Question Mark“ (vgl. 7. 1. 1929).
28. 5. 1929. Der Amerikaner Dick Rockway stellt in New York mit 22,8 Sekunden für 220 Yards Hürden einen neuen Weltrekord auf. Die alte Bestleistung wurde von dem Amerikaner Brookins seit Mai 1924 mit 23 Sekunden gehalten.
1. 6. 1929. Das Fußball-Länderspiel Deutschland—Schottland im Grünwald-Stadion in Berlin verläuft mit 1 : 1 unentschieden.
2. 6. 1929. Die Meldebüße für den Internationalen Kleinflugzeug-Wettbewerb 1929 wird geschlossen. 12 Nationen haben 82 Meldungen abgegeben, davon entfallen auf Deutschland 32.
2. 6. 1929. In Pittsburg finden die Ausscheidungskämpfe für die amerikanischen Teilnehmer am Gordon-Bennet-Rennen der Freiballone statt. Der siegreiche Ballon I der U.S.A.-Marine legt eine Strecke von 1532 Kilometer zurück.
2. 6. 1929. Fräulein Heublein stellt in Ratingen mit einem Wurf von 12,44 Meter einen neuen Weltrekord im Kugelfstoßen für Frauen auf.
8. 6. 1929. Bei einer Veranstaltung des D. L. 1860 in Frankfurt a. M. stellt Danz, Kassel, mit 30 Sekunden einen neuen D. L.-Rekord im 400-m-Lauf auf. Der deutsche Rekord wird mit 47,8 Sekunden von Bächner, Magdeburg, gehalten.
9. 6. 1929. Die Weltrekordinhaberin im Kugelfstoßen, Fräulein Heublein, verbessert ihren am Vorfahrtstag mit 12,44 m aufgestellten Weltrekord bei den leichtathletischen Wettkämpfen der westdeutschen Damen in Köln durch einen Wurf von 12,50 m.
9. 6. 1929. In Hamburg wird das Davispokalspiel Deutschland—Italien mit 3 : 2 für Deutschland entschieden. Die beiden Einzelspiele des ersten Tages gewinnen Moldenhauer gegen de Morpurgo und Landmann gegen Stefani. Das Doppel des zweiten Tages sieht de Morpurgo=del Bono über Moldenhauer=Prenn siegreich. Am Schlußtag unterliegt Landmann gegen de Morpurgo, während Moldenhauer durch einen knappen Sieg über Stefani den Kampf entscheidet. Deutschland erreicht hierdurch die Vorschlußrunde. Unser nächster Gegner ist die Tschechoslowakei.
9. 6. 1929. Der Damen-Tennis-Länderkampf Deutschland—Amerika in Berlin endet mit einem 4 : 3-Sieg der deutschen Vertreterinnen.
9. 6. 1929. Die internationalen Schwimmwettkämpfe in Paris bringen eine Begegnung des besten französischen Freistilschwimmers Laris mit dem Kölner Derichs über 100 und 200 m. In beiden Kämpfen bleibt Laris Sieger.
10. 6. 1929. Der Turnermeister Lingnau beweist in Stuttgart seine gute Form durch zwei neue D. L.-Bestleistungen im Kugelschößen Einarmig erreicht er 24,14 m, beidarmig 40,64 m.
11. 6. 1929. Bei den Meisterschaftskämpfen des Staates Ohio in Chicago siegt im 100-Yards-Lauf der Student George Simpson mit 9,4 Sekunden. Damit wäre es nach jahrelangen Bemühungen der schnellsten Sprinter der Welt gelungen, den mit 9,5 Sekunden von Paddock gehaltenen Weltrekord zu unterbieten. Der Rekord hat jedoch wenig Aussicht auf Anerkennung, da Simpson „Startklöße“ benutzt hat.
13. 6. 1929. Schöne Erfolge können die deutschen Vertreter bei den leichtathletischen Wettkämpfen in Helsingfors erringen: Hirschfeld siegt im Diskuswerfen mit 43,33 m, im Kugelfstoßen mit 15,97 m. Den 100-m-Lauf gewinnt Körnig in 10,6 Sekunden, den 200-m-Lauf Schölzke in 22,1 Sekunden, den 1000-m-Lauf Böcher in 2 : 33,1 Minuten. Meier siegt im Weitsprung mit 7,05 m.
14. 6. 1929. Das französische Flugzeug „Gelber Vogel“ mit der Besatzung Assolani, Lotti und Lefèvre überquert von New York aus den Atlantischen Ozean und landet in der Nähe von Santander. Genau zehn Jahre vorher haben die Engländer Alcock und Brown als erste den Ozean überflogen.
15. 6. 1929. Der italienische Mittelstreckler Tavernari unterbietet in Budapest durch einen 500-m-Lauf in 1 : 02,9 Minuten den bisher von Dr. Pelzer gehaltenen Weltrekord von 1 : 03,6 Minuten.



Schach e.

Bearbeitet von Heinz Vollmer.
Lehrgang des Schachspiels.

VII.

Als letzte, aber auch bedeutungsvollste Eröffnung sei in dieser Folge das Damenbauernspiel behandelt. Es ist eine der ruhigsten, für Schwarz jedoch schwierigsten Eröffnungen, die wir kennen. Der Erstzug, d 2 — d 4, ermöglicht eine sorgfältige Entwicklung der angreifenden Partei, ohne — und das ist der Hauptvorteil! — den Schwarzen in der ersten Hälfte der Partie eine reelle Angriffschance zu gewähren.

Die gebräuchlichste Damenbauerneröffnung, das Damengambit, verläuft folgendermaßen:

1. d 2 — d 4 d 7 — d 5
2. c 2 — c 4 c 7 — c 6

Schwarz lehnt den Gambitbauern c 4 ab; allerdings kann der Bauer auch ohne Gefahr geschlagen werden — wenn Schwarz darauf verzichtet, den Bauern zu halten.

3. S b 1 — c 3 S g 8 — f 6
4. S g 1 — f 3 e 7 — e 6
5. e 2 — e 3 S b 8 — d 7
6. L f 1 — d 3 L f 8 — d 6

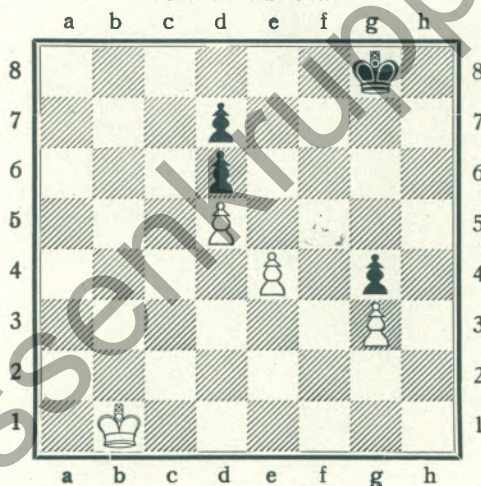
Mit diesen sechs Zügen ist der vorläufige Aufbau von Weiß beendet; die weiteren Züge richten sich nach denen des Gegners. Selbstverständlich kann Schwarz in der Reihenfolge der Züge auch anders verfahren; eine Verteidigung, die ein den Weißen völliges Äquivalent verschafft, gibt es jedoch nicht. Verschiedene Schachmeister pflegen daher als Schwarzer bei d 2 — d 4 „indisch“ zu spielen, z. B.

1. d 2 — d 4 S g 8 — f 6
2. S g 1 — f 3 c 7 — c 5
3. c 2 — c 4 c 5 × d 4
5. S f 3 × d 4 S b 8 — c 6
6. S b 1 — c 3 usw.

Hierbei vermeidet Schwarz geschickt einen Übergang ins Damengambit, von dem wir als Abschluß der Eröffnungslehre im Augustheft noch eine vollständige Partie bringen, um uns dann den Problemen des Endspiels zuzuwenden.

Aufgabe Nr. 7.

Von Mr. Locof.



Stellung der Steine:

Weiß: K b 1, B (3) d 5, e 4, g 3; [4].

Schwarz: K g 8; B d 7, d 6, g 4; [4].

Weiß am Zuge macht Remis,

Weiß im Nachzuge gewinnt!

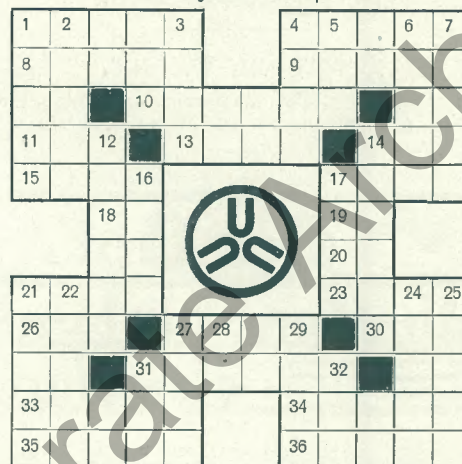
Diese geistvolle Studie bietet ein hübsches Beispiel für den entscheidenden Wert des Tempos im Endspiel, auf dessen Bedeutung wir in unserem Lehrgang noch zurückkommen.

Lösung von Aufgabe Nr. 6 (Zuniheft).

1. D e 4 — f 3! in verschiedenen Varianten.

Rätsele.

Kreuzworträtsel.

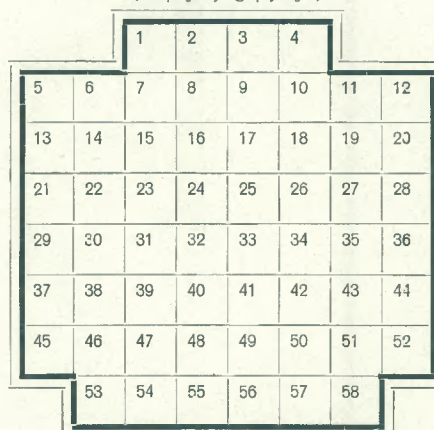


Wagerecht: 1. Städtebund. 4. Stadt im Ruhrgebiet. 8. Sammelbuch. 9. Gefäß. 10. Ort am Mittelrhein. 11. Fisch. 13. Zahl. 15. Rasenpflanze. 17. Altes Maß. 18. Fragewort. 19. Einfacher Singlaut. 20. Schmerzensruf. 21. Göttin. 23. Pelztier. 26. Europäer. 27. Häuslerwohnung. 30. Verneinung. 31. Blume. 33. Orientalische Verkaufsstelle. 34. Feder. 35. Schwimmvogel (Mehrzahl). 36. Blume.

Senkrecht: 1. Schiffahrtsgesellschaft (Abkürzung). 2. Teil der Kirche. 3. Gebetschluß. 4. Abscheu. 5. Bezeichnung für Amerikaner. 6. Himmelsbote. 7. Blume. 12. Schneekatastrophe. 14. Stadt in Sachsen. 16. Waschmittel. 17. Schneid. 21. Nebenfluß der Weichsel. 22. Papstname. 24. Abfluß. 25. Ausländischer Baum. 27. Fruchtinneres. 28. Spielkarte. 29. Sammlung nordischer Dichtungen. 32. Tierleiche.

Karree-Rätsel.

(Gefällig geschüßt.)



Die Zahlen der zu suchenden Wörter sind durch entsprechende Buchstaben zu ersetzen, die in die betreffenden Karrees gesetzt werden (jedes Karree wird nur einmal besetzt). Sämtliche Buchstaben, von 1 bis 58 durchlaufend gelesen, ergeben einen Spruch von Humboldt.

Bedeutung der Wörter:

- | | | | | |
|---|----|----|----|----------|
| 1. Deutsche Hafenstadt | 4 | 57 | 26 | 37 |
| 2. Philosoph | 4 | 17 | 44 | 33 |
| 3. Orientalische Kopfbedeckung | 33 | 18 | 43 | 25 36 46 |
| 4. Afrikanischer Staat | 33 | 54 | 24 | 57 14 |
| 5. General Friedrich des Großen | 53 | 57 | 23 | 33 42 35 |
| 6. Griechischer Göttervater | 53 | 20 | 34 | 55 |
| 7. Altes Gewicht | 18 | 49 | 39 | 45 |
| 8. Nadelbaum | 19 | 57 | 51 | 52 33 9 |
| 9. Nebenfluß der Donau | 37 | 56 | 15 | 16 |

10. Französischer Romanschriftsteller . . .	8	18	11	17	27
11. Planet	28	2	33	18	21 58
12. Meersäugetier	1	5	37		
13. Herbstblume	5	32	33	48	30
14. Belgische Festung	6	5	47	40	10
15. Amerikanischer Finanzpolitiker	22	5	1	12	38
16. Polarforscher	7	5	13	50	31 6
17. Berg in Tirol	57	3	29	41	

Lösungen aus Heft 6.

Drei Dreifilber.

Regierung Regierung. Regierung.

Vergrabene Metalle.

1. Antimon. 2. Arsen. 3. Blei. 4. Chrom. 5. Eisen. 6. Gold. 7. Kobalt. 8. Kupfer. 9. Mangan. 10. Platin. 11. Silber. 12. Wolfram. 13. Zink. 14. Zinn.

Röfellsprung.

Von Ing. Konrad Schmiedgen, Chemnitz.
Gedicht von Hoffmann von Fallersleben aus „Das Werk“,
V. Jahrgang, Heft 2.

Es ist die Zeit ein großer Fluß,
Wir sitzen an dem Strande,
Und was uns Freude bringen muß,
Liegt drüben auf dem Lande.
Hindurch! Hindurch! Was stehst du still?
Der Fluß wird nie verrinnen,
Wer durch den Fluß nicht schwimmen will,
Der wird kein Land gewinnen.

Silberrätsel.

„Zwar weiß ich viel,
doch möchte ich alles wissen!“

1. Bieten. 2. Waage. 3. Akropolis. 4. Ramses. 5. Willi. 6. Eise von Kephaw. 7. Jria. 8. Sänfte. 9. Sessel. 10. Israel. 11. Chinchilla. 12. Haschisch. 13. Volvic. 14. Jnri. 15. Elektrizität. 16. Lesebuch. 17. Dunajec. 18. Orange. 19. Como. 20. Harem.



Weidmannsheil. Im Morgengrauen verläßt Kulenkampff sein Haus. Die Jagdbüchse umgehängt, Patronentasche gefüllt, zwei gute Hunde zur Seite.

Dann hört man im Wald und auf der Heide Schüsse knallen.

Eine Stunde später kommt er zurück.

„Mehr Munition holen?“ fragt seine Frau.

„Nein, neue Hunde.“

(Kölnische Illustrierte.)

*

„Was machen Sie denn mit dem Käse an Ihrer Angel?“

„Fischen.“

„Und wozu ist der Käse?“

„Zum Anbeißen.“

„Aber da brauchen Sie doch Würmer!“

„Die sind ja im Käse.“

(Münchener Illustrierte.)

*

„Bitt' schön, könnten Sie mir das Haar ein wenig locken?“ sagte der Herr im Friseurstuhl.

„Selbstverständlich, sofort!“ antwortete der Friseur, „aber ob's kommt?“

(Münchener Illustrierte.)

*

Theater. Der berühmte Tenor Karl Burrian ging einmal geradewegs aus einer feuchtschönen Gesellschaft in das Theater, wo er den Hohenstein singen sollte. Man würde übertreiben, wenn man sagen wollte, er wäre richtig angeheitert gewesen, doch fühlte er sich etwas unsicher. — Als er den Schwan besteigen sollte, trat er fehl und fiel hin. Die Maschinerie war aber schon in Tätigkeit, und der Schwan zog langsam und feierlich unter den Klängen des Schwanen-

motivs den leeren Kahn über die Bühne. Die mitwirkenden Künstler waren entsetzt, hinter den Kulissen entstand Tumult, der Regisseur raufte sich die Haare. Burrian aber erhob sich ruhig, ging nachdenklich bis an die Rampe und fragte ins Publikum: „Weiß vielleicht zufällig einer von den Anwesenden, wann der nächste Schwan fährt?“ (Die Bergstadt.)

*

Drei Geschäftsfreunde sprechen über die schlechten Zeiten. „Wie gehen bei dir die Geschäfte?“

„Bei mir Tennisschuh!“

„Tennisschuh?“

„Ja wohl — ohne jeden Absatz! Und deine Geschäfte?“

„Bei mir Bubikopf!“

„Bubikopf?“

„Ja wohl, vollkommen abgeschnitten!“

„Aber meine Geschäfte erst,“ klagt der dritte, „bei mir Schaßkäsebeere!“

„Was ist das?“

„Ausgesprochen schlecht!“ (Hamburger Illustrierte.)

*

Wohnungsnot.

Bert Vogler.

aber mal 'ne liederliche Wirtschaft! Nicht ham' se, keene Leiter, keene Waschwanne, keene große Schüssel, nich mal 'ne Schere — ich sag' Ihnen, reine garnischt. Und mit sowas muß man auf einem Flur wohnen!“

„Was Sie nicht sagen! Sie waren wohl schon oft drüben?“

„Bloß die paar Mal, wo ich mir diese Sachen borgen wollte.“

(Hamburger Illustrierte.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unüberliefert eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 500.